P. o. germ. ~~492 h~~
Goethe
~~492~~ 483 si -1

N1
<36602799350018
<36602799350018
Bayer. Staatsbibliothek

Goethe's
neue Schriften.

Erster Band.
Mit einem Kupfer.

Mit Kurfürstl. Sächs. Privilegium.

Berlin.
Bei Johann Friedrich Unger.
1792.

Bayerische Staatsbibliothek München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der
Groß-Cophta
ein Lustspiel
in fünf Aufzügen

Personen.

Der Domherr.
Der Graf.
Der Ritter.
Der Marquis.
Die Marquise.
Ihre Nichte.
Der Oberst der Schweizergarde.
Saint Jean, Bedienter des Domherrn.
La Fleur, Bedienter des Marquis.
Jäck, ein Knabe, Diener der Marquise.
Gesellschaft von Herren und Damen.
Zwey Hofjuweliere.
Jünglinge.
Kinder.
Ein Kammermädchen.
Sechs Schweizer.
Bediente.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

(Erleuchteter Saal.)

(Im Grunde des Theaters an einem Tische eine Gesellschaft von zwölf bis funfzehn Personen beym Abendessen. An der rechten Seite sitzt der Domherr, neben ihm hinterwärts die Marquise, dann folgt eine bunte Reihe, der letzte Mann auf der linken Seite ist der Ritter. Das Dessert wird aufgetragen und die Bedienten entfernen sich. Der Domherr steht auf und geht nachdenklich am Proscenio hin und wieder. Die Gesellschaft scheint sich von ihm zu unterhalten. Endlich steht die Marquise auf und geht zu ihm. Die Ouvertüre, welche bis dahin fortgedauert, hört auf und der Dialog beginnt.)

Marquise.

Ist es erlaubt, so zerstreut zu seyn? gute Gesellschaft zu fliehen, seinen Freunden die Lust traulicher Stunden zu verderben? Glauben Sie, daß wir scherzen und genießen können, wenn

unser Wirth den Tisch verläßt, den er so gefällig bereitet hat? Schon diesen ganzen Abend scheinen Sie nur dem Körper nach gegenwärtig. Noch hoften wir gegen das Ende der Tafel, jetzt da sich die Bedienten entfernt haben, Sie heiter, offen zu sehen, und Sie stehen auf, Sie treten von uns weg, und gehen hier am andern Ende des Saals gedankenvoll auf und nieder, als wenn nichts in der Nähe wäre, das Sie interessiren, das Sie beschäftigen könnte.

Domherr.

Sie fragen, was mich zerstreut? Marquise, meine Lage ist Ihnen bekannt — wäre es ein Wunder, wenn ich von Sinnen käme? Ist es möglich, daß ein menschlicher Geist, ein menschliches Herz, von mehr Seiten bestürmt werden kann, als das meinige! Welche Natur muß ich haben, daß sie nicht unterliegt! Sie wissen, was mich aus der Fassung bringt, und fragen mich?

Marquise.

Aufrichtig, so ganz klar seh ich es nicht ein. Geht doch alles, wie Sie es nur wünschen können!

Domherr.

Und diese Erwartung, diese Ungewißheit?

Marquise.

Wird doch wenige Tage zu ertragen seyn? — Hat nicht der Graf, unser großer Lehrer und Meister, versprochen, uns alle und Sie besonders weiter vorwärts in die Geheimnisse zu führen? Hat er nicht den Durst nach geheimer Wissenschaft, der uns alle quält, zu stillen, jeden nach seinem Maße zu befriedigen versprochen? Und können wir zweifeln, daß er sein Wort halten werde?

Domherr.

Gut! er hat. — Verbot er aber nicht zugleich alle Zusammenkünfte, wie eben die ist, die wir jetzt hinter seinem Rücken wagen? Ge-

bot er uns nicht Fasten, Eingezogenheit, Enthaltsamkeit, strenge Sammlung und stille Betrachtung der Lehren, die er uns schon überliefert hat? — Und ich bin leichtsinnig genug, heimlich in diesem Gartenhause eine fröhliche Gesellschaft zu versammeln, diese Nacht der Freude zu weihen, in der ich mich zu einer großen und heiligen Erscheinung vorbereiten soll! — Schon mein Gewissen ängstiget mich, wenn er es auch nicht erführe. Und wenn ich nun gar bedenke, daß seine Geister ihm gewiß alles verrathen, daß er vielleicht auf dem Wege ist, uns zu überraschen! — Wer kann vor seinem Zorn bestehen? — Ich würde vor Schaam zu Boden sinken — jeden Augenblick! — es scheint mir, ich höre ihn; ich höre reiten, fahren. (Er eilt nach der Thüre.)

Marquise.

(vor sich.) O Graf! du bist ein unnachahmlicher Schelm! Der meisterhafteste Betrüger!

Immer hab' ich dich im Auge, und täglich lern' ich von dir! Wie er die Leidenschaft dieses jungen Mannes zu brauchen, sie zu vermehren weiß! Wie er sich seiner ganzen Seele bemächtigt hat, und ihm unumschränkt gebietet! Wir wollen sehen, ob unsre Nachahmung glückt. (Der Domherr kommt zurück.) Bleiben Sie außer Sorgen. Der Graf weiß viel; allwissend ist er nicht, und dieses Fest soll er nicht erfahren. — Seit vierzehn Tagen habe ich Sie, habe ich unsre Freunde nicht gesehen, habe mich vierzehn Tage in einem elenden Landhause verborgen gehalten, manche langweilige Stunde ausdauern müssen, nur um in der Nähe unsrer angebeteten Prinzessin zu seyn, manchmal ein Stündchen ihr heimlich aufzuwarten und von den Angelegenheiten eines geliebten Freundes zu sprechen. Heute kehre ich nach der Stadt zurück, und es war sehr freundlich von Ihnen, daß Sie mir auf halbem We-

ge, hier in diesem angenehmen Landhause, ein Gastmal bereiteten, mir entgegen kamen und meine besten Freunde zu meinem Empfange versammelten. Gewiß, Sie sind der guten Nachrichten werth, die ich Ihnen bringe. Sie sind ein warmer, ein angenehmer Freund. Sie sind glücklich, Sie werden glücklich seyn; nur wünschte ich, daß Sie auch Ihres Glücks genössen.

Domherr.

Es wird sich bald geben! bald.

Marquise.

Kommen Sie, setzen Sie sich. Der Graf ist abwesend, seine vierzigtägige Fasten in der Einsamkeit auszuhalten, und sich zu dem großen Werke vorzubereiten. Er erfährt unsre Zusammenkunft nicht, so wenig er unser großes Geheimniß erfahren darf. (bedenklich:) Könnte es vor der Zeit entdeckt werden, daß die Prinzessin verzeiht, daß sich der Fürst wahr-

scheinlich durch eine geliebte Tochter bald versöhnen läßt; wie leicht könnte das ganze schöne Gebäude durch die Bemühungen der Mißgunst zu Grunde gehen! Ausdrücklich hat mir die Prinzessin, die Ihre Verbindung mit dem Grafen kennt, befohlen, diesem Manne, den sie fürchtet, unsre wichtige Angelegenheit zu verbergen.

Domherr.

Ich hange ganz von ihrem Willen ab; auch dieses schwere Gebot will ich erfüllen, ob ich gleich überzeugt bin, daß ihre Furcht ungegründet ist. Dieser große Mann würde uns eher nützen als schaden. Vor ihm sind alle Stände gleich. Zwey liebende Herzen zu verbinden ist sein angenehmstes Geschäft. Meine Schüler, pflegt er zu sagen, sind Könige, werth die Welt zu regieren und eines jeden Glückes werth. — Und wenn es ihm seine Geister anzeigen, wenn er sieht, daß in diesem Augen-

blick Mißtrauen gegen ihn unsre Herzen zusammenzieht, da er die Schätze seiner Weisheit vor uns eröffnet!

Marquise.

Ich kann nur sagen, daß es die Prinzessin ausdrücklich verlangt.

Domherr.

Es sey. Ich gehorche ihr, und wenn ich mich zu Grunde richten sollte.

Marquise.

Und wir bewahren unser Geheimniß leicht, da niemand auch nur von ferne vermuthen kann, daß die Prinzessin Sie begünstigt.

Domherr.

Gewiß, jedermann glaubt mich in Ungnade, auf ewig vom Hofe entfernt. Mitleidig, ja verachtend sind die Blicke der Menschen, die mir begegnen. Nur durch einen großen Aufwand, durch Ansehn meiner Freunde, durch Unterstützung mancher Unzufriedenen erhalte ich

mich aufrecht. Gebe der Himmel, daß meine Hoffnungen nicht trügen, daß dein Versprechen in Erfüllung gehe!

Marquise.

Mein Versprechen? — Sagen Sie nicht mehr so, bester Freund. Bisher war es mein Versprechen; aber seit diesem Abend, seitdem ich Ihnen einen Brief überbrachte, gab ich Ihnen nicht mit diesem Briefe die schönsten Versicherungen in die Hände?

Domherr.

Ich habe es schon tausendmal geküßt, dieses Blatt; (er bringt ein Blatt aus der Tasche.) Laß es mich noch tausendmal küssen! Von meinen Lippen soll es nicht kommen, bis diese heißen begierigen Lippen auf ihrer schönen Hand verweilen können: auf der Hand, die mich unaussprechlich entzückt, indem sie mir auf ewig mein Glück versichert.

Marquise.

Und wenn dann der Schleyer von diesem Geheimniß hinwegfällt, und Sie mit dem völligen Glanze des vorigen Glückes, ja in einem weit schönern vor den Augen der Menschen da stehn, neben einem Fürsten, der Sie wieder erkennt, neben einer Fürstin, die Sie nie verkannt hat; wie wird dieses neue, dieses leuchtende Glück die Augen des Neides blenden, und mit welcher Freude werde ich Sie an dem Platze sehen, den Sie so sehr verdienen! —

Domherr.

Und mit welcher Dankbarkeit werde ich eine Freundin zu belohnen wissen, der ich alles schuldig bin!

Marquise.

Reden Sie nicht davon. Wer kennt Sie, und ist nicht gleich lebhaft für Sie hingerissen? Wer wünscht nicht Ihnen, selbst mit Aufopferung, zu dienen?

Domherr.

Horch! es kommt ein Wagen angefahren. Was ist das?

Marquise.

Seyn Sie unbesorgt; er fährt vorbey. Die Thüren sind verschlossen, die Läden verwahrt; ich habe aufs genauste die Fenster zudecken lassen, daß niemand den Schein eines Lichts bemerken kann. Niemand wird glauben, daß in diesem Hause Gesellschaft sey.

Domherr.

Welch ein Lerm, welch ein Getümmel?

(Ein Bedienter tritt ein.)

Bedienter.

Es ist ein Wagen vorgefahren; man pocht an die Thüre, als wenn man sie einschlagen wollte. Ich höre des Grafen Stimme; er droht und will eingelassen seyn.

Marquise.

Ist das Haus verriegelt? — Macht ihm

nicht auf! Růhrt euch nicht. Antwortet nicht. Wenn er ausgetobt hat, mag er abfahren.

Domherr.

Sie bedenken nicht, mit wem wir zu thun haben. — Macht ihm auf! Wir widerstehn vergebens.

Bediente.

(die hereinstürzen.) Der Graf! der Graf!

Marquise.

Wie ist er herein gekommen?

Bedienter.

Die Thůren thaten sich von selbst auf; beyde Flůgel.

Domherr.

Wo soll ich hin?

Die Frauen.

Wer wird uns retten!

Ritter.

Nur getrost!

Die Frauen.

Er kommt! er kommt!

Zweyter Auftritt.

Der Graf. Vorige.

Graf.

(unter der Thüre hinauswärts sprechend:)

Assaraton! Pantassaraton! Dienstbare Geister bleibt an der Thüre, laßt niemand entwischen! leidet nicht, daß jemand über die Schwelle gehe, der nicht von mir bezeichnet ist.

Die Frauen.

Weh uns!

Die Männer.

Was soll das werden!

Graf.

Uriel, du zu meiner Rechten, Ithruriel, du zu meiner Linken, tretet herein. Bestrafet die Verbrecher, denen ich dießmal nicht vergeben werde.

Die Frauen.

Wohin verkriech' ich mich!

Domherr.

Es ist alles verloren!

Graf.

Uriel! (Pause, als wenn er Antwort vernähme) So recht! — "hier bin ich!"! das ist dein gewöhnlicher Spruch, folgsamer Geist. — Uriel, fasse diese Weiber! (die Mädchen thun einen lauten Schrey) führe sie weit über Berg und Thal, setze sie auf einen Kreuzweg nieder; denn sie glauben nicht, sie gehorchen nicht, bis sie fühlen. Greif zu!

Die Frauen.

Ai! Ai! Er hat mich! — Großer Meister, um Gotteswillen!

Marquise.

Herr Graf!

Die Frauen.

Knieend bitten wir unsre Schuld ab.

Graf.

Graf.

Uriel, du bittest für sie! Soll ich mich erweichen lassen?

Die Frauen.

Bitte für uns, Uriel!

Marquise.

Ist es erlaubt, diese Geschöpfe so zu ängstigen?

Graf.

Was! Was! auf Ihre Kniee nieder, Madame! Nicht vor mir, vor den unsichtbaren Mächten, die neben mir stehen, auf die Kniee! Können Sie ein schuldloses Herz, ein freyes Angesicht gegen diese himmlischen Gestalten wenden?

Ein Mädchen.

Siehst du was?

Die Andre.

Einen Schatten, ganz dicht an ihm!

Graf.

Wie sieht es in Ihrem Herzen aus?

Marquise.

Großer Meister! Schone des zarten Geschlechts!

Graf.

Ich bin gerührt, nicht erweicht. Ithruriel! ergreife diese Männer, führe sie in meine tiefsten Keller.

Domherr.

Mein Herr und Meister!

Ritter.

Nicht ein Wort mehr! Ihre Geister erschrecken uns nicht, und hier ist eine Klinge gegen Sie selbst. Glauben Sie nicht, daß wir noch Arm und Muth genug haben, uns und diese Frauen zu vertheidigen?

Graf.

Thörigter Jüngling! zieh völlig, ziehe! Stoß hieher, hieher auf diese freye unbeschützte

Brust! stoß her, daß ein Zeichen geschehe für dich und alle. Ein dreifacher Harnisch, der Rechtschaffenheit, der Weisheit, der Zauberkraft, schützt diese Brust. Stoß her und suche die Stücke deiner zerbrochnen Klinge beschämt zu meinen Füßen.

Die Männer.

Welche Majestät!

Die Frauen.

Welche Gewalt!

Die Männer.

Welche Stimme!

Die Frauen.

Welch ein Mann!

Der Ritter.

Was soll ich thun?

Domherr.

Was kann das werden?

Marquise.

Was soll ich sagen?

Graf.

Steht auf! ich begnadige das unverständige Geschlecht. Meine verirrten Kinder will ich nicht ganz verstoßen; doch alle Züchtigung erlaß' ich euch nicht.

(zu den Männern:)

Entfernt euch! (die Männer treten in den Grund zurück.)

(zu den Frauen:)

und ihr, faßt und sammlet euch.

(als wenn er vertraulich zu den Geistern spräche:)

Uriel! Ithruriel! geht zu euren Brüdern!

(zu den Frauen:)

Nun laßt hören, ob ihr meiner Lehren noch eingedenk seyd. — Was sind die Haupttugenden der Weiber?

Erstes Mädchen.

Geduld und Gehorsam.

Graf.

Was ist ihr Sinnbild?

Zweytes Mädchen.

Der Mond.

Graf.

(gegen die Marquise:)

Warum?

Marquise.

Weil er sie erinnert, daß sie kein eigen Licht haben, sondern daß sie allen Glanz vom Manne erhalten.

Graf.

Wohl, das merkt euch! — Und nun, wenn ihr nach Hause fahrt, werdet ihr linker Hand das erste Viertel am klaren Himmel erblicken; dann sprecht unter einander: seht, wie zierlich es da steht! welches gemäßigte Licht! welche schöne Taille! welche Sittsamkeit! das wahre Bild einer liebenswürdigen heranwachsenden Jungfrau. Erblickt ihr künftig den Vollmond, so ermahnt euch unter einander, und sprecht: wie schön glänzt das Bild einer glücklichen

Hausfrau! sie wendet ihr Gesicht gerade ihrem Manne zu; sie fängt die Strahlen seines Lichtes auf, die sanft und lieblich von ihr wiederglänzen. Das bedenkt recht, und führt unter einander dieses Bild aus, so gut ihr nur könnt; setzt eure Betrachtungen so weit fort als ihr vermöget; bildet euren Geist, erhebt euer Gemüth: denn so nur könnt ihr würdig werden, das Angesicht des Groß-Cophta zu schauen. — Nun geht! übertretet keines meiner Gebote, und der Himmel behüte euch vor dem abnehmenden Lichte, vor dem betrübten Wittwenstande! — Ihr fahrt sogleich sämmtlich nach der Stadt, und nur eine strenge Buße kann euch Vergebung erwerben und die Ankunft des Groß-Cophta beschleunigen. Lebt wohl.

Marquise.

(bey Seite:) Der verwünschte Kerl! Er ist ein Fantast, ein Lügner, ein Betrüger: ich weiß es, ich bins überzeugt; und doch imponirt er mir.

(Die Frauenzimmer neigen sich und gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, ausser den Damen.

Graf.

Nun Ritter und ihr andern, tretet herbey. Ich hab' euch vergeben; ich seh' euch beschämt, und meine Großmuth überläßt eurem eigenen Herzen Strafe und Besserung.

Ritter.

Wir erkennen deine Huld, väterlicher Meister.

Graf.

Aber wenn ihr in der Folge meine Verordnungen überschreitet, wenn ihr nicht alles anwendet, den begangenen Fehler wieder gut zu machen: so hoffet nie das Angesicht des Groß-Cophta zu sehen, nie an der Quelle der Weisheit eure durstigen Lippen zu erquicken. — Nun, laßt hören, habt ihr gefaßt, was ich euch überlieferte? — Wann soll ein Schüler seine Betrachtungen anstellen?

Ritter.

Bey Nachtzeit.

Graf.

Warum?

Erster Schüler.

Damit er desto lebhafter fühle, daß er im Finstern wandelt.

Graf.

Welche Nächte soll er vorziehen?

Zweyter Schüler.

Nächte, wenn der Himmel klar ist und die Sterne funkeln.

Graf.

Warum?

Ritter.

Damit er einsehe, daß viele tausend Lichter noch nicht hell machen, und damit seine Begierde nach der einzig erleuchtenden Sonne desto lebhafter werde.

Graf.

Welchen Stern soll er vorzüglich im Auge haben?

Erster Schüler.

Den Polarstern.

Graf.

Was soll er sich dabey vorstellen?

Zweyter Schüler.

Die Liebe des Nächsten.

Graf.

Wie heißt der andere Pol?

Erster Schüler.

Die Liebe der Weisheit.

Graf.

Haben diese beyden Pole eine Achse?

Ritter.

Freylich, denn sonst könnten sie keine Pole seyn. Diese Achse geht durch unser Herz, wenn wir rechte Schüler der Weisheit sind, und das Universum dreht sich um uns herum.

Graf.

Sage mir den Wahlspruch des ersten Grades.

Ritter.

Was du willst, das dir die Leute thun sollen, wirst du ihnen auch thun.

Graf.

Erkläre mir diesen Spruch.

Ritter.

Er ist deutlich, er bedarf keiner Erklärung.

Graf.

Wohl! — Nun geht in den Garten, und faßt den Polarstern recht in die Augen.

Ritter.

Es ist sehr trübe, großer Lehrer; kaum daß hie und da ein Sternchen durchblinkt.

Graf.

Desto besser! — So bejammert euren Ungehorsam, euren Leichtsinn, eure Leichtfertigkeit; das sind Wolken, welche die himmlischen Lichter verdunkeln.

Ritter.

Es ist kalt, es geht ein unfreundlicher Wind, wir sind leicht gekleidet.

Graf.

Hinunter! hinunter mit euch! Darf ein Schüler der Weisheit frieren? — Mit Lust solltet ihr eure Kleider abwerfen, und die heiße Begierde eures Herzens, der Durst nach geheimer Wissenschaft sollte Schnee und Eis zum Schmelzen bringen. Fort mit euch! fort!

(Der Ritter und die andern mit einer Verbeugung ab.)

Vierter Auftritt.

Der Graf. Der Domherr.

Graf.

Nun hervor mit Ihnen, Domherr! hervor! Sie erwartet ein strenger Gericht. — Ihnen hätte ich es nicht zugetraut. Der Schüler, dem ich mehr als allen andern die Hand rei-

che, den ich mit Gewalt zu mir herauf ziehe, dem ich schon die Geheimnisse des zweyten Grades enthüllt habe — dieser besteht so schlecht bey einer geringen Prüfung! — Nicht die Drohungen seines Meisters, nicht die Hoffnung den Groß-Cophta zu sehen, können ihn abhalten, seine Gelage nur wenige Nächte zu verschieben. Pfui! ist das männlich? ist das weise? Die Lehren des größten Sterblichen! die Hülfe der Geister! die Eröffnung aller Geheimnisse der Natur, eine ewige Jugend, eine immer gleiche Gesundheit, eine unverwüstliche Stärke, eine nie verschwindende Schönheit! Um diese größten Schätze der Welt bemühest du dich, und kannst nicht einem Abendschmause entsagen!

Domherr.

(niederknieend:) Du hast mich oft zu deinen Füßen gesehen; hier lieg' ich wieder. Vergieb mir! entziehe mir nicht deine Huld. —

Die Reitze — die Lockung — die Gelegenheit — die Verführung! — Nie sollst du mich wieder ungehorsam finden! gebiete! lege mir auf was du willst!

Graf.

Wie kann ich mit dir zürnen, du mein Liebling! wie kann ich dich verstoßen, du Erwählter des Schicksals! Steh auf, komm an meine Brust, von der du dich, selbst mit Gewalt, nicht losreissen kannst.

Domherr.

Wie entzückst du mich! — Aber darf ich in diesem Augenblicke, wo ich büßen und trauren sollte, darf ich als ein Zeichen der Versöhnung mir eine Gnade von dir ausbitten?

Graf.

Sprich, mein Theurer!

Domherr.

Laß mich nicht länger in Ungewißheit, gieb mir ein helleres Licht über den wunderbaren

Mann, den du Groß-Cophta nennst, den du uns zeigen willst, von dem du uns so viel versprichst. Sage mir, wer ist er? Wo ist er? Ist er er schon nah? Werd' ich ihn sehen? Kann er mich würdigen? Kann er mich aufnehmen? Wird er mir die Lehren überliefern, nach denen mein Herz so heftig begehrt?

Graf.

Mäßig! mäßig, mein Sohn! Wenn ich dir nicht gleich alles entdecke, so ist dein Bestes meine Absicht. — Deine Neugierde zu wecken, deinen Verstand zu üben, deine Gelehrsamkeit zu beleben, das ist es, was ich wünsche; so möchte ich mich um dich verdient machen. — Hören und lernen kann jedes Kind; merken und rathen müssen meine Schüler. — Als ich sagte: Cophta, fiel dir nichts ein?

Domherr.

Cophta! Cophta! — Wenn ich dir es gestehen soll, wenn ich mich vor dir nicht zu

schämen brauche! Meine Einbildungskraft verließ sogleich diesen kalten, beschränkten Welttheil; sie besuchte jenen heißen Himmelsstrich, wo die Sonne noch immer über unsäglichen Geheimnissen brütet. Egypten sah ich auf einmal vor mir stehen; eine heilige Dämmerung umgab mich; zwischen Pyramiden, Obelisken, ungeheuren Sphinxen, Hieroglyphen verirrte ich mich; ein Schauer überfiel mich. — Da sah' ich den Groß-Cophta wandeln; ich sah' ihn umgeben von Schülern, die wie mit Ketten an seinen klugen Mund gebunden waren.

Graf.

Dießmal hat dich deine Einbildungskraft nicht irre geführt. Ja, dieser große, herrliche, und ich darf wohl sagen, dieser unsterbliche Greis ist es, von dem ich euch sagte, den ihr zu sehen dereinst hoffen dürfet. In ewiger Jugend wandelt er schon Jahrhunderte auf die-

sem Erdboden. Indien, Egypten ist sein liebster Aufenthalt. Nackt betritt er die Wüsten Lybiens; sorglos erforscht er dort die Geheimnisse der Natur. Vor seinem gebieterisch hingestreckten Arm stutzt der hungrige Löwe; der grimmige Tiger entflieht vor seinem Schelten, daß die Hand des Weisen ruhig heilsame Wurzeln aufsuche, Steine zu unterscheiden wisse, die wegen ihrer geheimen Kräfte schätzbarer sind als Gold und Diamanten.

Domherr.

Und diesen trefflichen Mann sollen wir sehen? Gieb mir einen Wink, auf welche Weise es möglich sey?

Graf.

O du Kurzsichtiger! welche Winke soll ich dir geben? Dir, dessen Augen geschlossen sind!

Domherr.

Nur Ein Wort!

Graf.

Es ist genug! — Was der Hörer wissen soll, pflege ich ihm nie zu sagen.

Domherr.

Ich brenne vor Begierde, besonders seitdem du mich in den zweyten Grad der Geheimnisse erhoben hast. O! daß es möglich wäre, daß du mir auch sogleich den dritten schenktest.

Graf.

Es kann nicht geschehen!

Domherr.

Warum?

Graf.

Weil ich noch nicht weiß, wie du die Lehren des zweyten Grades gefaßt haben magst und ausüben wirst.

Domherr.

Prüfe mich sogleich.

Graf.

Es ist jetzt nicht Zeit.

Domherr.

Nicht Zeit?

Graf.

Hast du schon vergessen, daß die Schüler des zweyten Grades ihre Betrachtungen bey Tage und besonders Morgens anstellen sollen?

Domherr.

So sey es denn morgen bey guter Zeit.

Graf.

Gut! Nun aber zuförderst die Buße nicht versäumt. — Hinunter zu den Andern in den Garten. — — Aber du sollst einen großen Vorzug vor ihnen haben. — — Wende ihnen den Rücken zu — schaue gegen Mittag. Von Mittag kommt der Groß-Cophta; dieses Geheimniß entdeck' ich dir allein. Alle Wünsche deines Herzens eröffne ihm; sprich so leise du willst, er hört dich.

Domherr.

Ich gehorche mit Freuden.

(Er küßt dem Grafen die Hand, und entfernt sich.)

Fünfter Auftritt.

Der Graf. Saint Jean.

Saint Jean.

(der vorsichtig herein tritt.)

Hab' ich meine Sachen nicht recht gemacht?

Graf.

Du hast deine Pflicht erfüllt.

Saint Jean.

Flogen die Thüren nicht auf, als wenn Geister sie von einander sprengten? Meine Cameraden erschracken und flohen; es hat keiner was gesehen noch gemerkt.

Graf.

Es mag gut seyn! Ich hätte sie auch ohne dich aufgebracht; nur verlangt eine solche Operation mehr Umstände. Ich nehme nur manchmal zu gemeinen Mitteln meine Zuflucht, um die edlen Geister nicht immer zu incommodiren. (Einen Beutel eröfnend:) Hier für deine

Mühe! Gieb dieß Geld nicht frevelhaft weg; es ist philosophisches Gold. Es bringt Segen! — — Wenn man's in der Tasche behält, wird sie nie leer.

Saint Jean.

So! da will ichs wohl verwahren.

Graf.

Wohl, und spare dir immer zwey, drey Goldstücke dazu, du wirst Wunder sehen.

Saint Jean.

Haben Sie das Gold selbst gemacht, Herr Graf?

Graf.

Ich gebe gar kein andres aus.

Saint Jean.

Wie glücklich sind Sie!

Graf.

Weil ich Glückliche mache.

Saint Jean.

Ich bin Ihnen mit Leib und Seele ergeben.

Graf.

Das soll dein Schade nicht seyn. Gehe hin und schweige, damit nicht andre diese Quelle kennen lernen. In wenig Zeit sollst du die Stelle haben, um die du gebeten hast.

(Bedienter ab.)

Sechster Auftritt.

Der Graf.

Glücklicherweise find' ich hier eine wohlbesetzte Tafel, ein feines Dessert, treffliche Weine. Der Domherr läßt's nicht fehlen. Wohl, hier kann ich meinen Magen restauriren, indeß die Menschen glauben, ich halte meine vierzigtägige Fasten. Ich scheine ihnen auch darum ein Halbgott, weil ich ihnen meine Bedürfnisse zu verbergen weiß.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

(Wohnung des Marquis.)

Der Marquis, hernach la Fleur.

Der Marquis.

(in einem sehr eleganten Frack vor dem Spiegel.)

Geburt, Rang, Gestalt, was sind sie alle gegen das Geld? Wie dank' ich der kühnen Industrie meiner Frau, daß sie mir so viel verschafft. Wie anders seh ich aus, da ich nun das erstemal nach meinem Stande gekleidet bin! Ich kann nicht erwarten, bis ich mich öffentlich zeige. (Er klingelt.)

La Fleur.

Was befehlen Sie, gnädiger Herr?

Marquis.

Gieb mir die Chatulle.

La Fleur.

(bringt sie.) So schwer hab' ich noch nie daran getragen.

Marquis.

(indem er die Chatulle öffnet.) Was sagst du, sind diese beyden Uhren nicht schön, die ich gestern kaufte?

La Fleur.

Sehr schön.

Marquis.

Und diese Dose?

La Fleur.

Kostbar und zierlich.

Marquis.

Dieser Ring?

La Fleur.

Gehört auch Ihnen?

Marquis.

Diese Schnallen? Diese Stahlknöpfe? Ge-

nug alles zusammen! Findest du mich nicht elegant und vornehm gekleidet?

La Fleur.

Sie zeichnen sich nun auf dem Spatziergange gewiß vor vielen aus.

Marquis.

Wie wohl mir das thut! — Aus Noth ewig in der Uniform zu gehen, immer in der Menge verloren zu seyn, die Aufmerksamkeit keines Menschen zu reizen! Ich hätte lieber todt seyn mögen, als länger so leben. — Ist die Nichte schon aufgestanden?

La Fleur.

Ich glaube kaum. Sie hat wenigstens das Frühstück noch nicht gefordert. Es scheint mir, sie ist erst wieder eingeschlafen, seitdem Sie heute früh von ihr wegschlichen.

Marquis.

Unverschämter! — Stille!

La Fleur.

Unter uns darf ich doch aufrichtig seyn?

Marquis.

Wenn dir in Gegenwart meiner Frau so ein Wort entführe!

La Fleur.

Glauben Sie nicht, daß ich Herr über meine Lippen bin?

Marquis.

Noch kann die Marquise unmöglich etwas argwöhnen. Sie hält die Nichte für ein Kind, in drey Jahren haben sie sich nicht gesehen; ich fürchte, wenn sie das Kind recht ansieht —

La Fleur.

Das möchte noch alles gehen. Wenn sie nur nicht die Bekanntschaft mit dem alten Hexenmeister hätte; vor dem fürchte ich mich. Der Mann ist ein Wunder! Alles weiß er, alles verrathen ihm seine Geister. Wie ging

es im Hause des Domherrn? Der Zauberer entdeckte ein wichtiges Geheimniß, und nun sollte es der Cammerdiener verschwatzt haben.

Marquis.

Er ist eben, so viel ich weiß, nicht der größte Freund meiner Frau.

La Fleur.

Ach, er bekümmert sich um alles; und wenn er seine Geister fragt, bleibt ihm nichts verborgen.

Marquis.

Sollte denn das alles wahr seyn, was man von ihm erzählt?

La Fleur.

Es zweifelt niemand daran. Nur die Wunder, die ich gewiß weiß —

Marquis.

Es ist doch sonderbar! — Sieh zu, es fährt ein Wagen vor.

(La Fleur ab.)

Marquis.

Wenn meine Frau mein Verhältniß zur schönen Nichte erfahren könnte! — Nun, es käme auf den ersten Augenblick an. Wenn sie ihre Plane durchsetzt, wenn ich ihr zum Werkzeug diene, läßt sie mich dann nicht machen, was ich will? — Sie selbst?

Zweyter Auftritt.

Der Marquis. Die Marquise.

Marquise.

Ich komme früher als ich dachte.

Marquis.

Ich freue mich dich endlich wieder zu sehen.

Marquise.

Warum kamst du mir nicht auch entgegen? Der Domherr hatte dich eingeladen.

Marquis.

Verzeih mir! Ich hatte eben gestern vieles

zu berichtigen. Du schriebst mir ja, daß ich mich zu einer Reise vorbereiten sollte.

Marquise.

Du hast nicht viel verloren. Der Domherr war unleidlich und die Gesellschaft verstimmt. Zuletzt überraschte uns noch der Graf und jagte uns auseinander. Man muß sich nun einmal die Tollheiten dieses Menschen gefallen lassen.

Marquis.

(lächelnd:) Wie geht es denn mit deiner Unterhandlung? (ironisch) Hast du dich bey Hofe recht eingeschmeichelt?

Marquise.

Es ist wahr, wir haben uns lange nicht gesehen. Du warst abwesend als ich verreiste. Gleich als der Fürst und die Prinzessin auf das Lustschloß hinaus gezogen waren, miethete ich mir ein kleines Landhaus in der Nähe, und wohnte da ganz im Stillen; indeß sich der

Domherr einbildete, ich habe ein Zimmer im Schlosse und sehe die Prinzessin täglich. Ich schickte ihm Boten, ich erhielt Briefe von ihm, und seine Hoffnung war aufs Aeußerste gespannt. Denn wie unglücklich dieser Mann ist, seitdem ihn sein unkluges Betragen vom Hofe entfernt hat, wie leichtgläubig, wenn seinen Hoffnungen geschmeichelt wird, läßt sich nicht denken. Ich brauchte es nicht so künstlich anzulegen, als ich es gethan habe, und ich überredete ihn doch.

Marquis.

Aber auf die Länge kann dieses Mährchen nicht halten.

Marquise.

Dafür laß mich sorgen. Er ist jetzt nahe dem Gipfel seiner Glückseligkeit. Heute Nacht, als er mich auf seinem Landhause empfing, brachte ich ihm einen Brief von der Prinzessin —

Marquis.

Von der Prinzessin?

Marquise.

Den ich selbst geschrieben hatte. Er war in allgemeinen Ausdrücken gefaßt; die Ueberbringerin, hieß es, würde mehr sagen.

Marquis.

Und weiter?

Marquise.

Ich kündigte ihm die Gnade der Prinzessin an; ich versicherte ihm, daß sie sich bei ihrem Vater verwenden und die Gnade des Fürsten gewiß für ihn wieder erlangen würde.

Marquis.

Gut! aber welchen Vortheil versprichst du dir von allem diesem?

Marquise.

Erstlich eine Kleinigkeit, in die wir uns auf der Stelle theilen wollen.

(Sie zieht einen Beutel hervor.)

Marquis.

Bestes Weib!

Marquise.

Das erhielt ich vom Domherrn, um die Garderobe der Fürstin mir günstig zu machen. Zähle dir nur gleich deine Hälfte davon ab.

Marquis.

(tritt an den Tisch und zählt, ohne auf das, was sie sagt, acht zu geben.)

Marquise.

Aber, wie gesagt, eine Kleinigkeit! — Gelingt mir mein Anschlag, so sind wir auf immer geborgen. — Die Hofjuweliere haben schon lange ein kostbares Halsband liegen, das sie gern verkaufen möchten; der Domherr hat so viel Credit, daß sie es ihm wohl einhändigen, wenn er ihnen eine terminliche Zahlung garantirt, und ich —

Marquis.

(der nach ihr hinsieht.) Was sagst du von Terminen? Von Zahlung?

Marquise.

Merkst du denn nicht auf? Du bist so ganz bey dem Gelde.

Marquis.

Hier hast du deine Hälfte! die meine soll gut angewendet werden. Sieh einmal, wie ich mich herausgeputzt habe.

(Er zeigt sich ihr; dann tritt er vor den Spiegel.)

Marquise.

(vor sich) O des eitlen, kleinlichen Menschen!

Marquis.

(sich herumkehrend) Was wolltest du sagen?

Marquise.

Du hättest besser aufgemerkt, wenn du hättest ahnden können, von welcher wichtigen Sache ich sprach. Es ist nichts weniger als mit einem einzigen Schlage unser ganzes Glück zu machen.

Marquis.

Und wie?

Marquise.

Erinnerst du dich von dem kostbaren Halsband gehört zu haben, das die Hofjuweliere arbeiten ließen, in Hoffnung, der Fürst solle seiner Tochter damit ein Geschenk machen?

Marquis.

Ganz recht! Ich habe es sogar diese Woche noch bei ihnen gesehen, als ich diesen Ring kaufte; es ist von unglaublicher Schönheit. Man weiß nicht, ob man die Größe der Steine, ihre Gleichheit, ihr Wasser, die Anzahl, oder den Geschmack, womit sie zusammengesetzt sind, am meisten bewundern soll. Ich konnte mich vom Anblick nicht scheiden; dieser Ring verschwand zu nichts dagegen; ich ging recht unzufrieden weg, und konnte mir das Halsband einige Tage nicht aus dem Sinne schaffen.

Marquise.

Und dieses Halsband soll unser werden!

Marquis.

Dieses Halsband? Unser? Du erschreckst mich! Welch ein ungeheurer Gedanke!

Marquise.

Glaubst du, daß ich weiter keine Absicht habe, als dir für Uhren, Ringe und Stahlknöpfe zu sorgen? Ich bin gewohnt, armselig zu leben, aber nicht armselig zu denken. — Wir haben uns lange genug elend beholfen, unter unserm Stande, unter der Würde meiner großen Vorfahren leben müssen; jetzt, da sich eine Gelegenheit darbietet, will ich gewiß nicht kleinlich seyn und sie entschlüpfen lassen.

Marquis.

Aber ums Himmelswillen, was ist dein Plan? Wie ist es möglich ihn auszuführen?

Marquise.

Höre mich! Dem Domherrn mach' ich glauben, die Prinzessin wünsche das Halsband zu besitzen, und daran sage ich keine ganze Unwahrheit: denn man weiß, daß es ihr außerordentlich gefallen hat und daß sie es gern besessen hätte. Ich sage dem Domherrn ferner: die Prinzessin wünsche das Halsband zu kaufen und verlange von ihm, daß er nur seinen Namen dazu hergeben solle, daß er den Kauf mit den Juwelieren schließe, die Termine festsetze und allenfalls den ersten Termin bezahle. Sie wolle ihn völlig schadlos halten und diesen Dienst als ein Pfand seiner Treue, seiner Ergebenheit ansehen.

Marquis.

Wie verblendet muß er seyn, so viel zu wagen!

Marquise.

Er glaubt ganz sicher zu gehen. Auch habe

ich ihm schon ein Blatt zugestellt, in welchem die Prinzessin ihm Sicherheit zu versprechen scheint.

Marquis.

Liebe Frau, das wird gefährlich!

Marquise.

Schäme dich! Mit mir darfst du alles wagen. Ich habe mich schon vorgesehen in Absicht auf die Ausdrücke, die Unterschrift. Sey nur ruhig! — Und wenn alles entdeckt würde, bin ich nicht als ein Seitenzweig der fürstlichen Familie so gut als anerkannt? — Höre nur! Der Domherr ist jetzt voller Freuden über dieses Vertrauen; er sieht darin ein gewisses Zeichen der neugeschenkten Gunst, und wünscht nichts sehnlicher, als daß der Kauf zu Stande und das Halsband schon in ihren Händen sey.

Marquis.

Und dieses Halsband denkst du zu unterschlagen?

Marquise.

Natürlich! mache dich nur immer reisefertig. Sobald der Schatz in unsern Händen ist, wollen wir ihn nutzen. Wir brechen den Schmuck auseinander, du gehst nach England hinüber, verkaufest, vertauschest zuerst die kleinen Steine mit Klugheit; ich komme nach, sobald mir meine Sicherheit nicht mehr erlaubt hier zu bleiben; indessen will ich die Sache schon so führen und so verwirren, daß der Domherr allein stecken bleibt.

Marquis.

Es ist ein großes Unternehmen; aber sage mir, fürchtest du dich nicht in der Nähe des Grafen, dieses großen Zauberers, solch einen Plan zu entwerfen?

Marquise.

Ein großer Schelm ist er! seine Zauberey besteht in seiner Klugheit, in seiner Unverschämtheit. Er fühlt wohl, daß ich ihn kenne.

Wir betragen uns gegen einander, wie sich's gebührt; wir verstehen einander, ohne zu sprechen; wir helfen einander ohne Abrede.

Marquis.

Aber die Geister, die er bey sich hat?

Marquise.

Possen!

Marquis.

Die Wunder die er thut?

Marquise.

Mährchen!

Marquis.

So viele haben doch gesehen —

Marquise.

Blinde!

Marquis.

So viele glauben —

Marquise.

Tröpfe!

Marquis.

Es ist zu allgemein! die ganze Welt ist davon überzeugt!

Marquise.

Weil sie albern ist!

Marquis.

Die Wundercuren —

Marquise.

Charletanerie!

Marquis.

Das viele Geld, das er besitzt —

Marquise.

Mag er auf eben dem Wege erlangt haben, wie wir das Halsband zu erlangen gedenken.

Marquis.

Du glaubst also, daß er nicht mehr weiß, als ein anderer?

Marquise.

Du mußt unterscheiden — wenn du kannst.

Er ist kein gemeiner Schelm. Er ist so unternehmend und gewaltsam als klug, so unverschämt als vorsichtig; er spricht so vernünftig als unsinnig; die reinste Wahrheit und die größte Lüge gehen schwesterlich aus seinem Munde hervor. Wenn er aufschneidet, ist es unmöglich zu unterscheiden, ob er dich zum Besten hat, oder ob er toll ist. —— Und es braucht weit weniger als das, um die Menschen verwirrt zu machen.

Jäck.

(herein springend.)

Ihre Nichte fragt: ob sie aufwarten kann? — Sie ist hübsch Ihre Nichte!

Marquise.

Gefällt sie dir? — Laß sie kommen.

(Jäck ab.)

Marquise.

Ich wollte dich eben fragen, wie dir es gegangen ist, ob du sie glücklich in die Stadt

gebracht hast? Wie ist sie geworden? Glaubst du, daß sie ihr Glück machen wird?

Marquis.

Sie ist schön, liebenswürdig, sehr angenehm; und gebildeter als ich glaubte, da sie auf dem Lande erzogen ist.

Marquise.

Ihre Mutter war eine kluge Frau, und es fehlte in ihrer Gegend nicht an guter Gesellschaft. — Da ist sie.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Die Nichte.

Nichte.

Wie glücklich bin ich Sie wieder zu sehen, liebste Tante!

Marquise.

Liebe Nichte! Seyn Sie mir herzlich willkommen.

Marquis.

Guten Morgen, Nichtchen! Wie haben Sie geschlafen?

Nichte.

(beschämt.) Ganz wohl.

Marquise.

Wie sie groß geworden ist, seit ich sie nicht gesehen habe!

Nichte.

Es werden drey Jahre seyn.

Marquis.

Groß, schön, liebenswürdig! Sie ist alles geworden, was ihre Jugend uns weissagte.

Marquise. (zum Marquis.)

Erstaunst du nicht, wie sie unserer Prinzessin gleicht?

Marquis.

So oben hin. In der Figur, im Wuchse, in der Größe mag eine allgemeine Aehnlichkeit seyn; aber diese Gesichtsbildung gehört ihr

allein, und ich denke, sie wird sie nicht vertauschen wollen.

Marquise.

Sie haben eine gute Mutter verlohren.

Nichte.

Die ich in Ihnen wieder finde.

Marquise.

Ihr Bruder ist nach den Inseln.

Nichte.

Ich wünsche, daß er sein Glück mache.

Marquis.

Diesen Bruder ersetze ich.

Marquise.

(zum Marquis) Es ist eine gefährliche Stelle, Marquis!

Marquis.

Wir haben Muth.

Jäck.

Der Ritter! — Er ist noch nicht freundlicher geworden.

Marquise.

Er ist willkommen!

(Jäck ab.)

Marquise.

(zur Nichte:) Sie werden einen liebenswürdigen Mann kennen lernen.

Marquis.

Ich dächte, sie könnte seinesgleichen schon mehr gesehen haben.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der Ritter.

Marquise.

Es scheint, Sie haben so wenig geschlafen als ich.

Ritter.

Gewiß dießmal hat der Graf unsere Geduld sehr geprüft, besonders die meine. Er ließ uns eine völlige Stunde im Garten ste-

hen, dann befahl er uns in die Wagen zu sitzen und nach Hause zu fahren; er selbst brachte den Domherrn herein.

Marquise.

So sind wir denn glücklich alle wieder in der Stadt zusammen!

Ritter.

Ist dieses Frauenzimmer Ihre Nichte, die Sie uns ankündigten?

Marquise.

Sie ists.

Ritter.

Ich bitte mich ihr vorzustellen.

Marquise.

Dieß ist der Ritter Greville, mein werther Freund.

Nichte.

Ich freue mich eine so angenehme Bekanntschaft zu machen!

Ritter.

(nachdem er sie aufmerksam betrachtet) Ihre Tante hat nicht zu viel gesagt; gewiß Sie werden die schönste Zierde unsers gemeinschaftlichen Kreises seyn.

Nichte.

Ich merke wohl, daß man sich in der großen Welt gewöhnen muß diese schmeichelhaften Ausdrücke zu hören. Ich fühle meine Unwürdigkeit und bin von Herzen beschämt; noch vor kurzer Zeit würden mich solche Complimente sehr verlegen gemacht haben.

Ritter.

Wie gut sie spricht!

Marquise.

(Setzt sich.) Sagt' ich Ihnen nicht voraus, daß sie Ihnen gefährlich werden könnte.

Ritter.

(setzt sich zu ihr.) Sie scherzen, Marquise!

Marquis.

(ersucht pantomimisch die Nichte, ihm an der Hutkokarde, an dem Stockbande etwas zurechte zu machen; sie thut es, indem sie sich an ein Tischchen der Marquise gegenüber setzt. Der Marquis bleibt bey ihr stehen.)

Marquise.

Wie haben Sie den Domherrn verlassen?

Ritter.

Er schien verdrießlich und verlegen; ich verdenk' es ihm nicht. Der Graf überraschte uns, und ich darf wohl sagen: er kam uns allen zur Unzeit.

Marquise.

Und Sie wollten sich mit gewaffneter Hand den Geistern widersetzen?

Ritter.

Ich versichere Sie, schon längst war mir die Arroganz des Grafen unerträglich; ich hätte ihm schon einigemal die Spitze geboten, wenn nicht sein Stand, sein Alter, seine Erfahrung,

seine übrigen großen Eigenschaften mehr als seine Güte gegen mich mir wiederum die größte Ehrfurcht einflößten. Ich leugne es nicht, oft ist er mir verdächtig: bald erscheint er mir als ein Lügner, als ein Betrüger; und gleich bin ich wieder durch die Gewalt seiner Gegenwart an ihn gebunden und wie an Ketten gelegt.

Marquise.

Wem geht es nicht so?

Ritter.

Auch Ihnen?

Marquise.

Auch mir.

Ritter.

Und seine Wunder? Seine Geister?

Marquise.

Wir haben so große, so sichere Proben von seiner übernatürlichen Kraft, daß ich gerne meinen Verstand gefangen nehme, wenn bey seinem Betragen mein Herz widerstrebt.

Ritter.

Ich bin in dem nämlichen Fall, wenn meine Zweifel gleich stärker sind. Nun aber muß sichs bald entscheiden, heute noch! denn ich weiß nicht, wie er ausweichen will. — Als er uns heute gegen Morgen aus dem Garten erlöste: denn ich muß gestehen, wir gehorchten ihm pünktlich und keiner wagte nur einen Schritt, trat er endlich zu uns und rief: seyd mir gesegnet, die ihr die strafende Hand eines Vaters erkennt, und gehorcht. Dafür soll euch der schönste Lohn zugesichert werden. Ich habe tief in eure Herzen gesehen. Ich habe euch endlich gefunden. Dafür sollt ihr heute noch den Groß-Cophta erkennen.

Marquise.

Heute noch?

Ritter.

Er versprach's.

Marquise.

Hat er sich erklärt, wie er ihn zeigen will? Wo?

Ritter.

In dem Hause des Domherrn, in der egyptischen Loge, wo er uns eingeweiht hat. Diesen Abend.

Marquise.

Ich verstehe es nicht. Sollte der Groß-Cophta schon angelangt seyn?

Ritter.

Es ist mir unbegreiflich!

Marquise.

Sollte ihn der Domherr schon kennen und es bis hieher geleugnet haben?

Ritter.

Ich weiß nicht, was ich denken soll; aber es werde nun wie es wolle, ich bin entschlossen den Betrüger zu entlarven, sobald ich ihn entdecke.

Marquise.

Als Freundin kann ich Ihnen ein so heroisches Unternehmen nicht rathen; glauben Sie, daß es so ein Leichtes sey?

Ritter.

Was hat er denn für Wunder vor unsern Augen gethan? Und wenn er fortfährt, uns mit dem Groß-Cophta aufzuziehen, — wenn es am Ende auf eine Mummerey hinausläuft, daß er uns einen Landstreicher seines gleichen als den Urmeister seiner Kunst aufdringen will: wie leicht werden dem Domherrn, wie leicht der ganzen Schule die Augen zu öffnen seyn!

Marquise.

Glauben Sie es nicht, Ritter! Die Menschen lieben die Dämmerung mehr als den hellen Tag, und eben in der Dämmerung erscheinen die Gespenster. Und dann denken Sie, welcher Gefahr Sie sich aussetzen, wenn Sie einen solchen Mann durch eine rasche, durch

eine übereilte That beleidigen. Ich verehre ihn noch immer als ein übernatürliches Wesen. — Seine Großmuth, seine Freygebigkeit und sein Wohlwollen gegen Sie! Hat er Sie nicht in das Haus des Domherrn gebracht? Begünstigt er Sie nicht auf alle Weise? Können Sie nicht hoffen, durch ihn Ihr Glück zu machen, wovon Sie als ein dritter Sohn weit entfernt sind? —— Doch Sie sind zerstreut — irre ich, Ritter? oder Ihre Augen sind mehr auf meine Nichte als Ihr Geist auf mein Gespräch gerichtet?

Ritter.

Verzeihen Sie meine Neugierde. Ein neuer Gegenstand reitzt immer.

Marquise.

Besonders wenn er reitzend ist.

Marquis.

(der bisher mit der Nichte leise gesprochen.) Sie sind zerstreut und Ihre Blicke scheinen nach jener Seite gerichtet zu seyn.

Nichte.

Ich sah meine Tante an. Sie hat sich nicht geändert seitdem ich sie gesehen habe.

Marquis.

Desto mehr verändert find' ich Sie, seitdem der Ritter eingetreten ist.

Nichte.

Seit diesen wenigen Augenblicken?

Marquis.

O ihr Weiber! ihr Weiber!

Nichte.

Beruhigen Sie sich, Marquis! Was fällt Ihnen ein?

Marquise.

Wir machen doch diesen Morgen eine Tour, Nichtchen?

Nichte.

Wie es Ihnen gefällt.

Ritter.

Darf ich mich zum Begleiter anbieten?

Marquise.

Dießmal nicht, es würde Ihnen die Zeit lang werden. Wir fahren von Laden zu Laden. Wir haben viel einzukaufen: denn es muß dieser schönen Gestalt an keinem Putze fehlen. Diesen Abend finden wir uns in der egyptischen Loge zusammen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Jäck. Der Graf.

Jäck.

Der Graf! —

Graf.

(der gleich hinter Jäck herein kommt.) Wird nirgends angemeldet. Keine Thür ist ihm verschlossen, er tritt in alle Gemächer unversehens herein. Und sollte er auch unerwartet, unwillkommen herabfahren wie ein Donnerschlag: so wird er doch nie hinweggehen, ohne, gleich einem wohlthätigen Gewitter, Segen und Fruchtbarkeit zurück zu lassen.

Jäck.

(der indeß unbeweglich dagestanden, den Grafen angesehen und ihm zugehört, schüttelt den Kopf und geht ab.)

Der Graf.

(setzt sich und behält in diesem, so wie in den vorhergehenden und folgenden Auftritten den Hut auf dem Kopfe, den er höchstens nur, um jemand zu grüßen, lüftet:)

Auch Sie treff' ich wieder hier, Ritter? Fort mit Ihnen, überlassen Sie sich der Meditation; und diesen Abend zur gesetzten Stunde finden Sie sich in dem Vorzimmer des Domherrn.

Ritter.

Ich gehorche. Und Ihnen allerseits empfehle ich mich. (ab.)

Nichte.

Wer ist dieser Herr?

Marquis.

Der Graf Rostro, der größte und wunderbarste aller Sterblichen.

Graf.

Marquise! Marquise! Wenn ich nicht so nachsichtig wäre, wie würde es um Sie stehen?

Marquise.

Wie das, Herr Graf?

Graf.

Wenn ich nicht so nachsichtig und mächtig zugleich wäre! Ihr seyd ein leichtsinniges Volk! Wie oft habt ihr mich nicht fußfällig gebeten, daß ich euch weiter in die Geheimnisse führen soll! Habt ihr nicht versprochen, euch allen Prüfungen zu unterwerfen, wenn ich euch den Groß-Cophta zeigen, wenn ich euch seine Gewalt über die Geister sehen und mit Händen greifen ließe; und was habt ihr gehalten?

Marquise.

Keine Vorwürfe, bester Graf! Sie haben uns genug gestraft.

Graf.

Ich lasse mich erweichen. (Nach einigem Nachdenken) Ich sehe wohl, ich muß anders zu Werke gehen, und euch durch eine ganz besondere Weihung, durch die kräftigste Anwendung meiner Wundergaben in wenig Augenblicken rein und fähig machen, vor dem Wundermann zu erscheinen. Es ist eine Operation, die, wenn sie nicht geräth, uns allen gefährlich seyn kann. Ich sehe es immer lieber, wenn meine Schüler sich selber vorbereiten, damit ich sie als umgeschaffene Menschen ruhig und sicher in die Gesellschaft der Geister führen kann.

Marquise.

Lassen Sie uns nicht länger warten. Machen Sie uns noch heute glücklich, wenn es möglich ist. Lieber will ich mich der größten Gefahr aussetzen, die nur einen Augenblick dauert, als mich dem strengen Gebot unter-

werfen, das mir Monate lang Tage und Nächte raubt.

Graf.

Leicht wollt ihr alles haben, leicht und bequem! und ihr fragt nicht, wie schwer mir nun die Arbeit werden muß?

Marquise.

Ihnen schwer? — Ich wüßte nicht, was Ihnen schwer werden könnte.

Graf.

Schwer! sauer! und gefährlich! — Glaubt ihr, der Umgang mit Geistern sey eine lustige Sache? Man zwingt sie nicht, wie ihr die Männer mit einem Blick, mit einem Händedruck. Ihr denkt nicht, daß sie mir widerstehen, daß sie mir zu schaffen machen, daß sie mich überwältigen möchten, daß sie auf jeden meiner Fehler Acht haben, mich zu überlisten. Schon zweymal in meinem Leben habe ich gefürchtet ihnen unterzuliegen; darum trage ich

dieses Gewehr (er zieht ein Terzerol aus der Tasche) immer bey mir, um mich des Lebens zu berauben, wenn ich fürchten müßte, ihnen unterthänig zu werden.

Nichte.

(zum Marquis) Welch ein Mann! Es zittern mir die Kniee für Schrecken! So hab' ich nie reden hören! von solchen Dingen hab' ich nie reden hören! von solchen Dingen hab' ich nichts geträumt!

Marquis.

Wenn Sie erst die Einsichten, die Gewalt dieses Mannes kennen sollten, Sie würden erstaunen.

Nichte.

Er ist gefährlich! mir ist angst und bange!

(Der Graf sitzt indeß unbeweglich und sieht starr vor sich hin.)

Marquise.

Wo sind Sie, Graf? Sie scheinen abwe-

send! — So hören Sie doch! (Sie faßt ihn an und schüttelt ihn.) Was ist das? Er rührt sich nicht! Hören Sie mich doch!

Marquis.

(tritt näher.) Sie sind ein Kenner von Steinen, wie hoch schätzen Sie diesen Ring? — — Er hat die Augen auf und sieht mich nicht an!

Marquise.

(die ihn noch bey dem Arm hält) So steif wie Holz, als wenn kein Leben in ihm wäre!

Nichte.

Sollte er ohnmächtig geworden seyn? Er sprach so heftig! Hier ist etwas zu riechen!

Marquis.

Nein doch, er sitzt ja ganz gerade, es ist nichts Hinfälliges an ihm.

Marquise.

Stille! er bewegt sich!

(Der Marquis und die Nichte treten von ihm weg.)

Graf.

(sehr laut und heftig, indem er vom Stuhle auffährt) Hier! halt ein, Schwager! hier will ich aussteigen!

Marquise.

Wo sind Sie, Graf?

Graf.

(Nachdem er tief Athem geholt hat) Ah — Sehen Sie, so geht mir's! (nach einer Pause) Da haben Sie ein Beyspiel! (Pause Ich kann es Ihnen wohl vertrauen. — Ein Freund, der gegenwärtig in Amerika lebt, kam unversehens in große Gefahr; er sprach die Formel aus, die ich ihm anvertrauet habe; nun konnte ich nicht widerstehen! Die Seele ward mir aus dem Leibe gezogen, und eilte in jene Gegenden. Mit wenig Worten entdeckte er mir sein Anliegen, ich gab ihm schleunigen Rath; nun ist mein Geist wieder hier, verbunden mit der irdischen Hülle, die inzwischen als ein leb-

loser Klotz zurückblieb. — (Pause) Das Sonderbarste ist dabey, daß eine solche Abwesenheit sich immer damit endigt, daß es mir vorkommt, ich fahre entsetzlich schnell, sehe meine Wohnung, und rufe dem Postillon zu, der eben im Begrif ist vorbey zu fahren. — Hab' ich nicht so was ausgerufen?

Marquise.

Sie erschreckten uns damit. — Sonderbar und erstaunlich! (leise) Welche Unverschämtheit!

Graf.

Sie können aber nicht glauben, wie ich ermüdet bin. Mir sind alle Gelenke wie zerschlagen; ich brauche Stunden um mich wieder zu erhohlen. Davon ahndet ihr nichts; ihr wähnt, man mache nur alles bequem mit dem Zauberstäbchen.

Marquis.

Wunderbarer, verehrungswürdiger Mann! (leise) Welch ein dreister Lügner!

Nichte.

(herbey tretend) Sie haben mir recht bange gemacht, Herr Graf.

Graf.

Ein gutes, natürliches Kind! (zur Marquise) Ihre Nichte?

Marquise.

Ja, Herr Graf! Sie hat vor kurzem ihre Mutter verlohren; sie ist auf dem Lande erzogen und erst drey Tage in der Stadt.

Graf.

(die Nichte scharf ansehend) So hat mich Uriel doch nicht betrogen.

Marquise.

Hat Ihnen Uriel von meiner Nichte was gesagt?

Graf.

Nicht gerade zu; er hat mich nur auf sie vorbereitet.

Nichte.

(leise zum Marquis) Um Gotteswillen, der weiß alles, der wird alles verrathen.

Marquis.

(leise) Bleiben Sie ruhig, wir wollen hören.

Graf.

Ich war diese Tage sehr verlegen, als ich die wichtige Handlung überdachte, die noch heute vorgehen soll. — Sobald sich euch der Groß-Cophta wird offenbart haben, wird er sich umsehen und fragen, wo ist die Unschuldige? Wo ist die Taube? Ein unschuldiges Mädchen muß ich ihm stellen. Ich dachte hin und wieder, wo ich sie finden, wo ich sie zu uns einführen wollte. Da lächelte Uriel und sagte: »sey getrost, du wirst sie finden, ohne sie zu suchen. Wenn du von einer großen Reise zurückkehrest, wird die schönste, reinste Taube vor dir stehen.» — Alles ist eingetroffen, wie ich mirs gar nicht denken konnte.

Ich

Ich komme aus Amerika zurück, und dieses unschuldige Kind steht vor mir.

Marquis.

(leise) Dießmal hat Uriel gewaltig fehlgegriffen.

Nichte.

(leise) Ich zittre und bebe!

Marquis.

(leise) So hören Sie doch aus.

Marquise.

Dem Groß-Cophta soll ein unschuldiges Mädchen gebracht werden? Der Groß-Cophta kommt von Orient? Ich hoffe nicht —

Graf.

(zur Marquise) Entfernen Sie alle fremde, alle leichtfertige Gedanken! (zur Nichte, sanft und freundlich:) Treten Sie näher, mein Kind! nicht furchtsam, treten Sie näher! — So! — Eben so zeigen Sie sich dem Groß-Cophta. Seine scharfen Augen werden Sie prüfen; er

wird Sie vor einen blendenden, glänzenden Krystall führen, Sie werden darin die Geister erblicken, die er beruft, Sie werden das Glück genießen, wornach andre vergebens streben, Sie werden Ihre Freunde belehren und sogleich einen großen Rang in der Gesellschaft einnehmen, in die Sie treten; Sie, die jüngste, aber auch die reinste. — — Wetten wir, Marquise! dieses Kind wird Sachen sehen, die den Domherrn höchst glücklich machen. Wetten wir, Marquise?

Marquise.

Wetten? Mit Ihnen, der alles weiß?

Nichte.

(die bisher ihre Verlegenheit zu verbergen gesucht.)

Verschonen Sie mich, Herr Graf! Ich bitte Sie, verschonen Sie mich!

Graf.

Seyn Sie getrost, gutes Kind! die Unschuld hat nichts zu fürchten!

Nichte.

(in der äußersten Bewegung) Ich kann die Geister nicht sehen! ich werde des Todes seyn!

Graf.

(schmeichelnd) Fassen Sie Muth. Auch diese Furcht, diese Demuth kleidet Sie schön und macht Sie würdig vor unsre Meister zu treten! Reden Sie ihr zu, Marquise!

(Die Marquise spricht heimlich mit der Nichte.)

Marquis.

Darf ich nicht auch ein Zeuge dieser Wunder seyn?

Graf.

Kaum! Sie sind noch unvorbereiteter als diese Frauen. Sie haben diese ganze Zeit unsere Versammlungen gemieden.

Marquis.

Verzeihen Sie, ich war beschäftigt.

Graf.

Sich zu putzen; das Sie den Weibern über-lassen sollten.

Marquis.

Sie sind zu strenge.

Graf.

Nicht so strenge, daß ich den ausschließen sollte, der mich noch hoffen läßt. Kommen Sie, kommen Sie! Lassen Sie uns eine Vier-telstunde spatzieren gehn. Wenigstens muß ich Sie examiniren und vorbereiten. Leben Sie wohl! Auf Wiedersehn beyde!

Nichte.

(die den Grafen zurückhält.) Ich bitte, ich be-schwöre Sie!

Graf.

Noch einmal, mein Kind: verlassen Sie sich auf mich, daß Ihnen nichts Schreckliches be-vorsteht, daß Sie die Unsterblichen mild und freundlich finden werden. Marquise! geben Sie ihr einen Begriff von unsern Versammlungen,

belehren Sie das holde Geschöpf. Unser Freund, der Domherr, fragt den Groß-Cophta gewiß nach dem, was ihm zunächst am Herzen liegt; ich bin überzeugt, die Erscheinung wird seine Hoffnungen stärken. Er verdient zufrieden, verdient glücklich zu werden; und wie sehr, meine Taube, wird er Sie schätzen, wenn die Geister ihm durch Sie sein Glück verkündigen. Leben Sie wohl! Kommen Sie, Marquis!

Nichte.

(dem Grafen nacheilend) Herr Graf! Herr Graf!

Sechster Auftritt.

Die Marquise. Die Nichte.

Nichte.

(Da der Graf und der Marquis abgegangen sind, bleibt sie in einer trostlosen Stellung im Hintergrunde stehen.)

Marquise.

(An dem vordern Theile des Theaters vor sich.) Ich verstehe diese Winke; ich danke Dir, Graf,

daß du mich für deinesgleichen hältst. Dein Schade soll es nicht seyn, daß du mir nutzest.— Er merkt schon lange, daß ich dem Domherrn mit der Hoffnung schmeichle, die Prinzessin für ihn zu gewinnen. Von meinem großen Plan ahndet er nichts; er glaubt, es sey auf kleine Prellereyen angelegt. Nun denkt er mir zu nutzen, indem er mich braucht; er giebt mir in die Hand, dem Domherrn durch meine Nichte vorzuspiegeln, was ich will, und ich kann es nicht thun, ohne den Glauben des Domherrn an die Geister zu stärken. Wohl, Graf! so müssen Kluge sich verstehen, um thörigte, leichtgläubige Menschen sich zu unterwerfen. (Sich umkehrend) Nichtchen, wo sind Sie? Was machen Sie?

Nichte.

Ich bin verlohren! (Geht mit unsichern Schritten auf die Tante los und bleibt auf halbem Wege stehen:)

Marquise.

Fassen Sie sich, meine Liebe!

Nichte.

Ich kann — ich werde die Geister nicht sehen!

Marquise.

Gutes Kind, dafür lassen Sie mich sorgen. Ich will Ihnen schon rathen, schon durchhelfen.

Nichte.

Hier ist kein Rath, keine Hülfe! Retten Sie mich! Retten Sie eine Unglückliche vor öffentlicher Schmach! Der Zauberer wird mich verwerfen, ich werde keine Geister sehen! Ich werde beschämt vor allen da stehen!

Marquise.

(vor sich) Was kann das bedeuten?

Nichte.

Auf meinen Knieen, ich bitte! Ich flehe! Erretten Sie mich! Alles will ich bekennen!

Ach Tante! Ach liebe Tante! Wenn ich Sie noch so nennen darf? Sie sehen kein unschuldiges Mädchen vor sich. Verachten Sie mich nicht! verstoßen Sie mich nicht!

Marquise.

(vor sich) Unerwartet genug! (gegen die Nichte) Stehn Sie auf, mein Kind!

Nichte.

Ich vermöchte nicht, wenn ich auch wollte! Meine Kniee tragen mich nicht! Es thut mir wohl, so vor Ihnen zu liegen. Nur in dieser Stellung darf ich sagen: vielleicht bin ich zu entschuldigen! Meine Jugend! Meine Unerfahrenheit! Mein Zustand! Meine Leichtgläubigkeit —

Marquise.

Unter den Augen Ihrer Mutter glaubt' ich Sie sicherer, als in einem Kloster. Stehen Sie auf. (Sie hebt die Nichte auf.)

Nichte.

Ach! Soll ich sagen, soll ich gestehen?

Marquise.

Nun?

Nichte.

Erst seit dem Tode meiner Mutter ist die Ruhe, die Glückseligkeit von mir gewichen.

Marquise.

Wie? (abgewendet) Sollt' es möglich seyn? (laut) Reden Sie weiter!

Nichte.

O Sie werden mich hassen! Sie werden mich verwerfen! Unglückseliger Tag, an dem Ihre Güte selbst mich zu Grunde richtete!

Marquise.

Erklären Sie sich!

Nichte.

O Gott! wie schwer ist es auszusprechen, was uns ein unglücklicher Augenblick so süß

vorschmeichelt! — Vergeben Sie, daß ich ihn liebenswürdig fand! Wie liebenswürdig war er! Der erste Mann, der mir die Hand mit Inbrunst drückte, mir in die Augen sah und schwur, er liebe mich. Und in welcher Zeit? In den Augenblicken, da mein Herz, von dem traurigsten Verluste lange unaussprechlich gepreßt, sich endlich in heißen Thränen Luft machte, weich, ganz weich war; da ich in der öden Welt um mich her durch die Wolken des Jammers nur Mangel und Kummer erblickte; wie erschien er mir da als ein Engel, der Mann, den ich schon in meiner Kindheit verehrt hatte, erschien als mein Tröster! Er drückte sein Herz an das meinige. — Ich vergaß, daß er nie der meine werden konnte — daß er Ihnen angehört — Es ist ausgesprochen! — Sie wenden Ihr Gesicht von mir weg? Hassen Sie mich, ich verdiene es! verstoßen Sie mich! Lassen Sie mich sterben!

(Sie wirft sich in einen Sessel.)

Marquise.

(vor sich) Verführt — durch meinen Gemahl! — Beydes überrascht mich, beydes kommt mir ungelegen. — — Fasse dich! — Weg mit allen kleinen beschränkten Gesinnungen! Hier ist die Frage, ob du nicht auch diesen Umstand benutzen kannst? — — Gewiß — — O! sie wird nur desto geschmeidiger seyn, mir blindlings gehorchen — — und über meinen Mann giebt mir diese Entdeckung auch neue Vortheile. — Wenn ich meine Absichten erreiche, so ist mir das Uebrige alles gleichgültig! — (laut) Kommen Sie, Nichte, erholen Sie sich! Sie sind ein gutes, braves Kind! Alles vergebe ich! Kommen Sie, werfen Sie Ihren Schleyer über, wir wollen ausfahren, Sie müssen sich zerstreuen.

Nichte.

(Indem sie aufsteht und der Marquise um den Hals fällt) Beste, liebste Tante, wie beschämen Sie mich!

Marquise.

Sie sollen eine Freundin, eine Vertraute an mir finden. Nur der Marquis darf nicht wissen, daß ich es bin; wir wollen ihm die Verlegenheit ersparen.

Nichte.

Welche Großmuth!

Marquise.

Sie werden ihn auf eine geschickte Weise vermeiden; ich werde Ihnen behülflich seyn.

Nichte.

Ich bin ganz in Ihren Händen!

Marquise.

Und was die Geister betrifft, will ich Ihnen die wunderbarsten Geheimnisse entdecken; und Sie sollen diese fürchterliche Gesellschaft lustig genug finden. Kommen Sie! Kommen Sie nur!

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

(Zimmer des Domherrn.)

(Im Grunde ein Camin, auf dessen beyden Seiten zwey Bilder in Lebensgröße, eines ältlichen Herrn und einer jungen Dame.)

Der Domherr.

(Papiere in der Hand haltend.)

Soll ich denn wieder einmal, angebetete Fürstin, vor dein schönes Bild mit hoffnungsvoller Freude treten! Soll die Sehnsucht, die zu dir hinauf blickt, endlich einigen Trost von deinen Lippen erwarten dürfen! — Noch schweb' ich in Ungewißheit. Diese köstlichen Züge seh' ich vor mir, (auf die Papiere deutend) ich erkenne deine Hand, ich fühle deine Gesinnungen; aber noch ist es nur allgemeine Höflichkeit, noch steht keine Sylbe von dem, was ich so heftig wünsche, auf diesen Blättern. —

Thor! und was verlangst du? — Ist es nicht schon genug, daß sie schreibt? Dir so viel schreibt. Und wäre nicht ihr bloßer Namenszug schon ein Zeuge ihrer glücklich veränderten Gesinnungen? — Veränderten? — Nein, sie hat sich nie verändert. Sie schwieg, als man mich verstieß; sie verstellte sich, um mir zu nutzen. Und nun belohnt sie mich mit zehnfachem Vertrauen, und wird bald Gelegenheit finden, mich wieder herauf zu führen. — Sie wünscht das kostbare Halsband, sie giebt mir den Auftrag, ohne Vorbewußt ihres Vaters, ihr dieses Kleinod zu verschaffen, sie sendet mir ihre Garantie, sie wird wegen der Zahlungen immer in Verbindung mit mir bleiben; gerne lege ich den ersten Termin aus, um sie noch fester an mich zu knüpfen. — Ja, du wirst — du wirst — darf ich es in der Gegenwart deines Bildes aussprechen? — du wirst mein seyn! — Welch ein Wort! —

Welch ein Gedanke! — Schon füllt die Glückseligkeit wieder ganz mein Herz aus. Ja! dieses Bild scheint wieder sich zu bewegen, mir zu lächeln, mir freundlich zuzuwinken. — Schon hebt sich der Ernst von des Fürsten Stirne hinweg. Huldreich sieht er mich an, wie in jenen Tagen, als er mir diese kostbaren Gemälde unvermuthet schenkte. Und sie! — Komm herab, Göttin, herab! — Oder hebe mich zu dir hinauf, wenn ich nicht vor deinen Augen sterben soll!

Zweyter Auftritt.

Der Domherr. Ein Bedienter, hernach die Hofjuweliere.

Bedienter.

Ew. Gnaden haben die Hofjuweliere befohlen; sie sind vor der Thüre.

Domherr.

Laß sie hereinkommen!

(zu den Juwelieren)

Nun, wie sind Sie mit dem Entwurfe des Contrakts zufrieden, den ich Ihnen zugeschickt habe?

Juwelier.

Wegen der Summe hätten wir noch einige Erinnerungen zu machen.

Domherr.

Ich dächte doch, der Schmuck wäre gut bezahlt. Sie finden nicht leicht einen Käufer. Liegt Ihnen das Halsband nicht schon ein Jahr müßig?

Juwelier.

Leider! — Und dann — Verzeihen Sie, gnädiger Herr —

Domherr.

Was ists noch?

Juwelier.

Wenn wir auch mit der gebotenen Summe uns begnügen und sie in den festgesetzten Ter-

minen

minen annehmen wollten, so werden Sie doch nicht ungnädig nehmen, wenn wir auf Ihre bloße handschriftliche Versicherung ein so kostbares Stück abzuliefern Bedenken tragen. Es ist gewiß nicht Mißtrauen; nur unsre Sicherheit in einem so wichtigen Geschäfte —

Domherr.

Ich verdenke Ihnen nicht, daß Sie mir eine so große Summe nicht geradezu anvertrauen wollen. Ich habe Ihnen aber schon gesagt, daß ich das Halsband nicht für mich, sondern für eine Dame kaufe, die allerdings so viel Credit bey Ihnen haben sollte.

Juwelier.

Wir trauen völlig Ihren Worten, und wünschten nur eine Zeile von der Hand unsrer gnädigsten Käuferin.

Domherr.

Ich sagte Ihnen schon, daß es nicht an-

Bayerische Staatsbibliothek München

geht, und empfehle Ihnen nochmals das Geheimniß. Genug ich werde Ihr Schuldner. Damit Sie aber nicht glauben, als handelte ich übereilt und hätte nicht gewußt, mich und Sie zu decken: so lesen Sie hier.

(Er giebt ihnen ein Papier, und spricht für sich, indem sie es lesen.)

Zwar hat die Marquise ausdrücklich verlangt, ich soll das Blatt niemanden zeigen, soll es nur zu meiner eigenen Sicherheit verwahren. — Wenn nun aber diese Leute auch an ihre Sicherheit denken, wenn sie nun auch wissen wollen, wer mir und ihnen für eine so große Summe steht — (laut) Was sagen Sie nun, meine Herren?

Juwelier.

(indem er das Blatt zurück giebt.)

Wir bitten um Vergebung, wir zweifeln keinen Augenblick. — Auch ohne dieß würden wir das Halsband ausgeliefert haben. Hier

ist es. Wäre es gefällig, den Contrakt zu unterschreiben?

Domherr.

Sehr gern.

(Er unterschreibt und wechselt das Papier gegen das Schmuckkästchen aus.)

Leben Sie wohl, meine Herren! Die Termine sollen richtig abgetragen werden, und künftig haben wir mehr mit einander zu thun.

Die Juweliere.

(gehen mit tiefen Verbeugungen ab.)

Dritter Auftritt.

Domherr, nachher ein Bedienter, dann Jäck.

Domherr.

(indem er das Halsband betrachtet.)

Kostbar, sehr kostbar! — und werth des schlanken weissen Halses, der dich tragen soll, werth des himmlischen Busens, den du berüh-

ren wirst. Eile zu ihr, glänzender Schmuck, damit sie einen Augenblick lächle und gefällig an den Mann denke, der viel wagt, um ihr diese Freude zu verschaffen. Geh, sey ihr ein Zeuge, daß ich alles für sie zu *thun* bereit bin. (Den Schmuck ansehend) Wäre ich ein König, du solltest sie *als ein* Geschenk überraschen und bald durch kostbarere Geschenke wieder verdunkelt werden. — Ach wie betrübts mich, wie demüthigts mich, daß ich jetzt nur den Mäkler machen kann!

Bedienter.

(ein Billet bringend) Ein Bote von der Marquise!

Domherr.

Er soll warten.

Bedienter.

(ab.)

Domherr.

(liest) «Wenn der Schmuck in Ihren Hän-

«den ist, so geben Sie ihn gleich dem
«Ueberbringer. Ich habe die schönste
«Gelegenheit ihn hinaus zu schicken;
«eine Kammerfrau ist in der Stadt, ich
«schicke verschiedene Putzwaaren an die
«Göttliche und packe die Juwelen bey.
«Der Lohn für diesen kleinen Dienst
«erwartet Sie schon heute Nacht. In
«einer Viertelstunde bin ich bey Ihnen.
«Was steht uns nicht heute bevor!
«Das Angesicht des Groß-Cophta und
«das Angesicht eines Engels. Leben
«Sie wohl, liebster Auserwählter. Ver-
«brennen Sie dies Blatt.»

Traue ich meinen Augen? Noch heute Nacht? Geschwinde! Geschwinde! sey der Vorläufer des Glücklichsten unter allen Sterblichen.

(Er schreibt wenige Worte und siegelt das Schmuckkästchen ein.)

Warum muß auch heute sich alles zusammen

drängen? Soll ein einziger Abend mich für so viel Langeweile, so viel Ungeduld und Schmerzen entschädigen? Erscheine sehnlich erwarteter Zeitpunkt meines Glücks! Führet mich, ihr Geister ins Heiligthum der geheimen Kenntnisse; führe mich, o Liebe, in dein Heiligthum!

(Er klingelt.)

Bedienter.

(tritt ein.)

Domherr.

Wer ist von der Marquise da?

Bedienter.

Ihr Jäck.

Domherr.

Laß ihn hereinkommen!

Bedienter.

(ab.)

Domherr.

Ich habe keine Ruhe, bis ich das Kleinod in ihren Händen weiß.

Jäck.

(tritt auf.)

Was befehlen Ihro Gnaden?

Domherr.

Bringe dies Packet deiner gnädigen Frau. Eile und halt es fest, daß du es nicht etwa verlierst.

Jäck.

So wenig als meinen Kopf.

Domherr.

Du bist so leichtsinnig.

Jäck.

Nicht im Bestellen.

Domherr.

So geh hin.

Jäck.

Gnädiger Herr! Sie verwöhnen die Boten.

Domherr.

Ich verstehe. (giebt dem Knaben Geld.) Hier, wende es wohl an!

Jäck.

Ich geb es gleich aus, damit ich es nicht verliere. Ich danke unterthänig! (halb laut als spräche er für sich, doch so, daß es der Domherr hören kann.) Welch ein Herr! Fürst verdient er zu seyn! (mit vielen muthwilligen Bücklingen ab.)

Domherr.

Eile nur! eile! — Wie glücklich, daß ich diesen Auftrag so schnell ausrichten konnte! — Nur das einzige macht mir Sorge, daß ich es dem Grafen verbergen mußte. — Es war der Fürstin ausdrücklicher Wille. — O ihr guten Geister, die ihr mir so sichtbar beystandet, bleibt auf meiner Seite und verbergt die Geschichte nur auf kurze Zeit eurem Meister!

Vierter Auftritt.

Domherr. Ritter. Bedienter.

St. Jean.

Der Ritter.

Domherr.

Drey Sessel!

St. Jean.

(stellt die Sessel.)

Ritter.

Hier bin ich! Kaum habe ich diesen Augenblick erwarten können. Schon lange geh' ich ungeduldig auf der Promenade hin und wieder; es schlägt die Stunde und ich fliege hieher.

Domherr.

Seyn Sie mir willkommen.

Ritter.

Den Grafen fand ich auf der Treppe. Er redete mich liebreich an, mit einem sanften Tone, den ich nicht an ihm gewohnt bin. Er wird gleich hier seyn.

Domherr.

Ist er hinüber ins Logenzimmer gegangen?

Ritter.

So schien mirs.

Domherr.

Er bereitet sich zu feyerlichen Handlungen, Sie erst hier in den zweyten Grad aufzunehmen, dann mich in den dritten zu erheben, und uns dem Groß-Cophta vorzustellen.

Ritter.

Ja er hatte die Miene eines Wohlthäters, eines Vaters. Diese Miene ließ mich viel hoffen. O wie schön glänzt die Güte vom Angesicht des Gewaltigen!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf.

Graf.

(indem er seinen Hut abnimmt und gleich wieder aufsetzt.) Ich grüße euch, Männer des zweyten Grades!

Domherr.

Wir danken dir!

Ritter.

Nennst du mich auch schon so?

Graf.

Den ich so grüße, der ists.

(Er setzt sich auf den mittelsten Sessel.)

Bedeckt Euch.

Domherr.

Du befiehlst es! (er setzt auf.)

Graf.

Ich befehle nicht. Ihr bedient euch eures Rechtes; ich erinnere euch nur.

Ritter.

(bey Seite, indem er den Hut aufsetzt.)

Welche Milde! Welche Nachsicht! Ich brenne vor Begierde, die Geheimnisse des zweyten Grades zu hören.

Graf.

Setzt euch, meine Freunde, setzt euch, meine Gehülfen!

Domherr.

Die Gehülfen sollten vor dem Meister stehen, um, gleich dienstbaren Geistern, seine Befehle schleunig auszurichten.

Graf.

Wohlgesprochen! Aber sie sitzen bey ihm, weil sie seine Räthe mehr als seine Diener sind.

(Beyde setzen sich.)

Graf.

(zum Ritter) Wie nennt man die Männer des zweyten Grades?

Ritter.

Wenn ich eben recht hörte, Gehülfen.

Graf.

Warum mögen sie diesen Namen tragen?

Ritter.

Wahrscheinlich, weil sie der Meister aufgeklärt und thätig genug findet, zu seinen Absichten mitzuwirken und seine Zwecke zu erfüllen.

Graf.

Was denkst du von den Endzwecken dieses Grades?

Ritter.

Ich kann mir nichts anders denken, als daß wir nun erst ausüben sollen, was uns der erste Grad gelehrt hat. Dem Schüler zeigt man von weitem, was zu thun ist; dem Gehülfen giebt man die Mittel an die Hand, wie er das Ziel erreichen könne.

Graf.

Was ist das Ziel, das man den Schülern vorsteckt?

Ritter.

Das eigene Beste in dem Besten der Andern zu suchen.

Graf.

Was erwartet nun der antretende Gehülfe?

Ritter.

Daß ihm der Meister die Mittel anzeigen solle, das allgemeine Beste zu befördern.

Graf.

Erkläre dich näher.

Ritter.

Du weißt besser, als ich selbst, was ich zu sagen habe. In jedes gute Herz ist das edle Gefühl von der Natur gelegt, daß es für sich allein nicht glücklich seyn kann, daß es sein Glück in dem Wohl der Andern suchen muß. Dieses schöne Gefühl weißt du in den Schülern des ersten Grades zu erregen, zu stärken, zu beleben! — Und wie nöthig ist es, uns zum Guten Muth zu machen! Unser Herz, das von Kindheit an nur in der Geselligkeit sein Glück findet, das sich so gern hingiebt,

und nur dann am höchsten und reinsten genießt, wenn es sich für einen geliebten Gegenstand aufopfern kann — ach! dieses Herz wird leider durch den Sturm der Welt aus seinen liebsten Träumen gerissen! Was wir geben können, will niemand nehmen; wo wir zu wirken streben, will niemand helfen; wir suchen und versuchen und finden uns bald in der Einsamkeit.

Graf.

(Nach einer Pause) Weiter, mein Sohn.

Ritter.

Und was noch schlimmer ist, muthlos und klein. Wer beschreibt die Schmerzen eines verkannten, von allen Seiten zurückgestoßenen menschenfreundlichen Herzens? Wer drückt die langen langsamen Qualen eines Gemüths aus, das zu wohlthätiger Theilnehmung geboren, ungern seine Wünsche und Hoffnungen aufgiebt, und sich doch zuletzt derselben auf

ewig entäußern muß? Glücklich, wenn es ihm noch möglich wird, eine Gattin, einen Freund zu finden, denen er das einzeln schenken kann, was dem ganzen Menschengeschlechte zugedacht war; wenn er Kindern, wenn er — Thieren nützlich und wohlthätig seyn kann!

Graf.

Ihr habt noch mehr zu sagen, fahrt fort.

Ritter.

Ja, dieses schöne Gefühl belebt Ihr in euren Schülern aufs neue, Ihr gebt ihnen Hoffnung, daß die Hindernisse, die dem sittlichen Menschen entgegen stehen, nicht unüberwindlich seyn, daß es möglich sey, sich nicht allein zu kennen, sondern sich auch zu bessern; daß es möglich sey, die Rechte der Menschen nicht nur einzusehen, sondern auch geltend zu machen, und indem man für andere arbeitet, zugleich

gleich den einzigen schönen Lohn für sich gewinnen —

Graf.

(zum Domherrn, der sich bisher unruhig auf seinem Sessel bewegt hat) Was sagt Ihr zu diesen Aeußerungen unsers Ritters?

Domherr.

(lächelnd) Daß sie von einem Schüler kommen, und von keinem Gefährten.

Ritter.

Wie?

Domherr.

Es ist nicht von ihm zu verlangen, er muß belehrt werden.

Ritter.

Was?

Domherr.

Sage mir den Wahlspruch des ersten Grades.

Ritter.

Was du willst, daß die Menschen für dich thun sollen, das thue für sie.

Domherr.

Vernimm dagegen den Wahlspruch des zweyten Grades: Was du willst, daß die Menschen für dich thun sollen, das thue für sie nicht.

Ritter.

(aufspringend) Nicht? Hat man mich zum Besten? — Darf ein vernünftiger, ein edler Mensch so reden?

Graf.

Setze dich nieder und höre zu. (zum Domherrn) Wo ist der Mittelpunkt der Welt, auf den sich alles beziehen muß?

Domherr.

In unserm Herzen.

Graf.

Was ist unser höchstes Gesetz?

Domherr.

Unser eigener Vortheil.

Graf.

Was lehrt uns der zweyte Grad?

Domherr.

Weise und klug zu seyn.

Graf.

Wer ist der Weiseste?

Domherr.

Der nichts anders weiß noch will, als das was begegnet.

Graf.

Wer ist der Klügste?

Domherr.

Der in allem, was ihm begegnet, seinen Vortheil findet.

Ritter.

(der wieder aufspringt) Entlaßt mich! Es ist mir unmöglich, es ist mir unerträglich solche Reden zu hören!

Domherr.

(halb lachend) Ging es mir doch beynahe eben so, wie Ihnen. (zum Grafen) Es ist ihm zu verzeihen, daß er sich so ungeberdig stellt. (zum Ritter) Beruhigen Sie sich, Sie werden schon über sich selbst lachen und uns das Lächeln verzeihen, das Sie in diesem Augenblick verdrießt. Aus dem Felde der jugendlichen Schwärmerey, worin der Meister seine Schüler gängelt, glaubt man über eine goldene Brücke in eine reitzende Feenwelt hinüber geführt zu werden. Und freylich ist es unerwartet, wenn man unsanft in die wirkliche Welt wieder zurück gebracht wird, aus der man sich zu entfernen glaubte.

Ritter.

Meine Herren, Sie erlauben, daß ich gehe, daß ich mich von meinem Erstaunen erhohle.

Domherr.

Gehn Sie nur, gehn Sie und sehn Sie sich

in der Welt, sehn Sie sich in Ihrem Herzen um. Bedauren Sie meinetwegen die Thoren; aber ziehen Sie Vortheil aus der Thorheit. Sehn Sie, wie jeder vom andern so viel als möglich zu nehmen sucht, um ihm so wenig als möglich zurück zu geben. Jeder mag lieber befehlen, als dienen, lieber sich tragen lassen als tragen. Jeder fordert reichlich Achtung und Ehre, und giebt sie so spärlich als möglich zurück. Alle Menschen sind Egoisten; nur ein Schüler, nur ein Thor kann sie ändern wollen. Nur wer sich selbst nicht kennt, wird läugnen: daß es in seinem Herzen eben so bestellt sey.

Ritter.

Wohin bin ich gerathen!

Domherr.

Diesen Lauf der Welt wird Ihnen der Meister im zweyten Grade ganz enthüllen. Er wird Ihnen zeigen, daß man von den Menschen

nichts verlangen kann, ohne sie zum Besten zu haben und ihrem Eigensinne zu schmeicheln; daß man sich unversöhnliche Feinde macht, wenn man die Albernen aufklären, die Nachtwandler aufwecken und die Verirrten zurecht weisen will; daß alle vorzügliche Menschen nur Marktschreyer waren und sind — klug genug ihr Ansehn und ihr Einkommen auf die Gebrechen der Menschheit zu gründen.

Ritter.

Abscheulich! Abscheulich!

Graf.

Es sey genug. Er mag nun selbst denken; und noch ein Wort, eh wir uns trennen. Wie nennt man den ersten Grad?

Domherr.

Die Lehre.

Graf.

Warum?

Domherr.

Damit die Schüler glauben, sie lernen etwas.

Graf.

Wie nennt man den zweyten Grad?

Domherr.

Die Prüfung.

Graf.

Und weswegen?

Domherr.

Weil der Kopf eines Menschen darin geprüft wird, und man sieht, zu was er fähig ist.

Graf.

Vortrefflich! (leise zum Domherrn) Laß uns allein; ich muß diesen Trotzkopf zu begütigen suchen.

Domherr.

Ich hoffte, du würdest meine Wünsche erhören und mich in den dritten Grad erheben.

Graf.

Ich darf dem Groß-Cophta nicht vorgreifen. Warte seine Erscheinung ab; in kurzer Zeit werden alle deine Wünsche befriedigt seyn.

Sechster Auftritt.

Der Graf. Der Ritter.

Graf.

Junger Mann!

Ritter.

(der indessen nachdenklich und unbeweglich gestanden)

Leben Sie wohl, Herr Graf!

Graf.

Wo wollen Sie hin? Ich lasse Sie nicht weg.

Ritter.

Halten Sie mich nicht! Ich lasse mich nicht halten!

Graf.

Bleiben Sie!

Ritter.

Nicht länger, als bis ich Ihnen Dank gesagt, für das Gute, das Sie mir erzeigt, für die Bekanntschaften, die Sie mir gemacht, für den guten Willen, den Sie mir versichert. Und nun leben Sie wohl! auf ewig wohl! denn ich möchte mich nicht undankbar zeigen gegen meinen Wohlthäter. Leben Sie wohl! und lassen mich nur noch das sagen: Ihre Wohlthaten beschämten mich nicht, denn ich glaubte sie einem edlen großen Manne zu verdanken.

Graf.

Weiter! weiter! Reden Sie aus, eher kommen Sie nicht von der Stelle.

Ritter.

Sie wollen es? Sie befehlen es? Es sey denn! O Graf! wie haben Sie in dieser

Viertelstunde mein Glück, meine Hoffnungen zernichtet! Haben Sie mich nicht besser gekannt, nicht besser beurtheilt?

Graf.

Worin hab' ich mich denn so sehr betrogen? Ich lernte sie als einen jungen Mann kennen, der sein Glück zu machen wünschte; der mit Eifer, ja mit Heftigkeit, nach Rang, nach Vermögen strebte, und desto heftiger, je weniger ihm seine Lage Ansprüche zu großen Hoffnungen machte.

Ritter.

Wohl! Aber zeigte ich mich nicht auch mit einem Herzen, das niedrige, gewöhnliche Mittel verschmähete? Wünschte ich nicht meine beste Empfehlung von meiner Redlichkeit, meiner Gesetzlichkeit, meiner Treue, von allen jenen Eigenschaften, die einen edlen Mann, die einen Soldaten zieren? — Und nun?

Graf.

Und nun erschrecken Sie über den Fuchspelz, mit dem Sie Ihre Löwenmähne bedecken sollten.

Ritter.

Scherzen Sie nur, ich will ernsthaft reden; ernsthaft zum letztenmale mit einem Manne, den ich für meinen Freund hielt. Ja, ich gesteh' es Ihnen: Ihr Betragen war mir längst verdächtig. Diese geheimen Wissenschaften, in deren Vorhof mir dunkler ward als vorher in der freyen Welt, diese wunderbaren Kräfte, die uns auf guten Glauben versichert wurden, diese Verwandtschaft mit Geistern, diese unfruchtbaren Cerimonien, alles weissagte mir nichts Gutes; nur die Großheit Ihrer Gesinnungen, die ich in vielen Fällen kennen lernte, die Entäußerung von jedem Eigennutz, Ihre Theilnehmung, Ihre Dienstfertigkeit, Ihre Freygebigkeit, das alles deutete mir dagegen

auf einen tiefen Grund eines edlen Herzens. Ich hing an Ihrem Munde, saugte Ihre Lehren ein bis auf diesen Augenblick, der alle meine Hoffnungen zerstörte. Leben Sie wohl! — Wenn ich je ein kleinlicher niedriger Schelm werden, wenn ich dem Strome nachschwimmen und nur einen augenblicklichen elenden Vortheil für mich zum Schaden der andern gewinnen sollte: so bedurft' es nicht dieser Vorbereitungen, dieser Anstalten, die mich beschämen und erniedrigen. Ich verlasse Sie! Aus mir werde, was da will.

Graf.

Ritter, sehen Sie mich an!

Ritter.

Was verlangen Sie von mir?

Graf.

Was Sie mich thun sehn, thun Sie auch.

(Er nimmt den Hut ab.)

Ritter.

Sollen wir mit Cerimonien scheiden?

Graf.

Selbst die Höflichkeit gebietet Ihnen, zu folgen.

Ritter.

(Indem er den Hut abnimmt) Nun denn, so empfehle ich mich Ihnen.

Graf.

(der seinen Hut wegwirft) Nun Ritter?

Ritter.

Was soll das?

Graf.

Ich verlange, daß Sie mir nachfolgen.

Ritter.

(der seinen Hut wegwirft) So sey denn zum leztenmal etwas Unverständliches, etwas Thörichtes gethan!

Graf.

Nicht so thöricht wie du glaubst. (Er geht mit offnen Armen auf ihn zu.) Siehe mich von Angesicht zu Angesicht, du Erwählter. Komm in meine Arme, schließe dich an meine Brust, erhabener Meister!

Ritter.

Was soll das? Lassen Sie mich los!

Graf.

Niemals, wenn ich dich nicht eher lassen sollte, als bis meine Freude über diesen meinen trefflichen Freund erschöpft wäre!

Ritter.

Erklärt Euch, Ihr macht mich verwirrt!

Graf.

Erinnerst du dich, wie nannte der Domherr den zweyten Grad?

Ritter.

Mich dünkt: die Prüfung.

Graf.

Gut, die hast du überstanden.

Ritter.

Erklärt Euch!

Graf.

Laß mich erst meine lebhafteste Freude in diesen Umarmungen ausdrücken.

Ritter.

Ich verstumme!

Graf.

Wie selten hab' ich sie genossen! ich wünsche Euch Glück und mir.

Ritter.

Laß mich nicht länger in Ungewißheit.

Graf.

Du hast das sonderbarste Abentheuer überstanden, du hast dir die Würde eines Meisters selbst gegeben, du hast dir die Vorzüge des dritten Grades wie mit stürmender Faust erobert.

Ritter.

Noch immer bin ich in Zweifel und Ungewißheit!

Graf.

Ich wünschte nun, daß dein Verstand dir erklärte, was dein Herz ausgeübt hat; mit weniger Aufmerksamkeit wirst du es leicht. Was waren deine Hoffnungen als Schüler des ersten Grades?

Ritter.

Besser zu werden als ich bin, und durch Eure Hülfe das Gute, was ich erkenne, in Ausübung zu bringen.

Graf.

Und was erfuhrst du, als du aus dem Munde des Domherrn die Grundsätze des zweyten Grades vernahmst?

Ritter.

Ich erfuhr zu meinem Entsetzen: daß Ihr Euch bisher nur verstelltet und die Schüler

zum

zum Besten haltet; daß man die, die Ihr Gehülfen nennt, zu weltklugen Menschen machen, sie zu Egoisten stempeln, die zartesten Empfindungen der Freundschaft, der Liebe, der Treue und jeder schönen Anforderung, die unser Herz unwiderstehlich macht, aus ihrem Busen reißen und sie, ich darf es wohl sagen, zu gemeinen, ganz gemeinen, schlechten, ganz schlechten Menschen machen wollte. Du weißt, mit welchem Abscheu ich diesen Uebergang verwarf. Weiter hab' ich nichts zu sagen: ich verändere meine Gesinnungen nicht, und — entlaß mich!

Graf.

Eben deswegen schließ' ich dich an mein Herz, werfe meinen Hut vor dir weg und grüße dich als Meister. Du hast die Prüfung überstanden, du bist der Versuchung entgangen, du hast dich als einen Mann gezeigt, den ich suche. Alles was du aus dem Munde des

Domherrn gehört hast, was leider dieser Unglückliche nebst mehreren Andern für Wahrheit hält, ist nur Prüfung, nur Versuchung. Wenn die erhabenen, großen, uneigennützigen Meister einen Lehrling, der sich gut anläßt, weiter vorwärts führen wollen: so versuchen sie ihn erst, und am sichersten geschieht es, wenn sie ihm die scheinbaren Vortheile eines eigennützigen Betragens vorlegen. Greift er darnach, so thut er einen Schritt zurück, indem er glaubt einen vorwärts zu thun. Wir lassen ihn lange Zeit in seinem Sinne hingehen, und glücklich ist er, wenn wir ihn nach und nach durch große Umwege zum Licht führen.

Ritter.

Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Glaubt denn der Domherr, daß die Grundsätze, die er mir mit so viel Behaglichkeit vorgetragen, die rechten, die wahren sind?

Graf.

Freylich glaubt ers, der Unglückliche!

Ritter.

Und du, sein Busenfreund, ziehst ihn nicht aus diesem Irrthum?

Graf.

Ich arbeite daran. Es ist aber schwerer als du denkst. Der Eigendünkel eines halbklugen Egoisten hebt ihn über alle Menschen hinweg; indem er sie zu übersehen glaubt, läßt er sich alles nach, und giebt andern eben dadurch Gelegenheit ihn zu übersehen, ihn zu beherrschen.

Ritter.

Ihr solltet nicht ruhen, bis ihm die Augen geöffnet sind.

Graf.

Damit du einsehen lernst, wie schwer das ist, sollst du mir helfen ihn auf den rechten Weg zu bringen.

Ritter.

(nach einer Pause) So wäre es denn wahr, daß ich mich an Euch nicht geirrt habe? daß ich in dir, je länger ich dich kenne, immer den Bessern, den Größern, den Unbegreiflichen finde? Meine Dankbarkeit ist gränzenlos, meine Freude verstummt in dieser Umarmung.

Graf.

Nun gehe, mein Sohn. Drüben in dem Zimmer sind Kleider zurecht gelegt, in denen man sich nur dem Groß-Cophta zeigen darf. Wären alle, die sich ihm heute vorstellen, rein wie du: so würde er von seiner Erscheinung selbst große Freude haben. Du wirst große Wunder sehen, und wirst sie bald verstehen, ja bald selbst hervorbringen lernen. Gehe, staune und schweige.

Ritter.

Ich bin ganz, ich bin ewig dein!

Siebenter Auftritt.

Der Graf allein.

So wäre denn auch dieser nach seiner Art zur Ordnung gewiesen. Man muß die Angeln, die Netze nach Proportion der Fische einrichten, die man zu fangen gedenkt, und wenn es ein Wallfisch ist, wirft man mit Harpunen nach ihm. Den Mäusen stellt man Fallen, Füchsen legt man Eisen, Wölfen gräbt man Gruben, und die Löwen verscheucht man mit Fackeln. Diesen jungen Löwen habe ich auch mit einer Fackel zur Ruhe gebracht, und ich darf den Meisterstreich wagen, der mein Ansehen bey Allen befestigen muß. Die Dekoration ist in Ordnung, die Marquise hat mich verstanden und es wird alles glücklich von Statten gehen.

Ein Bedienter.

(in einem langen weißen Feierkleide.)

Alles ist fertig, Herr Graf! Der Domherr,

der Ritter, die Damen sind alle gekleidet. Wollen Sie sich hier anziehen? Soll ich Ihre Kleider herüber bringen?

Graf.

Nein, ich komme! Folge mir und thue dein Amt.

Achter Auftritt.

(Vorsaal und Eingang in die egyptische Loge.)

(Musik.)

Sechs Kinder

(kommen gepaart in weißen langen Kleidern, mit fliegendem Haar; Rosenkränze auf dem Kopfe und Rauchfässer in den Händen.)

Sechs Jünglinge

(hinter ihnen, weiß aber kurz gekleidet, gleichfalls mit Rosenkränzen auf dem Haupte, jeder zwey Fakkeln kreuzweise über der Brust. Sie ziehen anständig über das Theater und stellen sich an beyde Seiten.)

Chor der Kinder.

Schon eröffnet ist der Tempel,
Sind die Hallen, sind die Grüfte.
Weyhrauch reinige die Lüfte,
Die um diese Säulen wehn.

Chor der Jünglinge.

Holde Kinder, zarte Sprossen,
Bleibet in dem Vorhof stehn,
Und ihr Weisen, ihr Genossen
Eilt ins Heiligthum zu gehn.

(Musik.)

Die Genossen der Loge

(kommen zwey und zwey aus entgegengesetzten Coulissen, jedesmal ein Frauenzimmer und eine Mannsperson. Sie begegnen einander, grüßen sich und treten an die Thür der Loge.)

Chor der Kinder und Jünglinge.

Klein und ärmlich wie die Zwerge,
Tief umhüllt von Rauch und Wahn,
Stehn wir vor dem heil'gen Berge —
Geister, dürfen wir hinan?

Chor von innen.

Bringet Ernst zur ernsten Sache,
Kommt zum Licht aus Dunst und Wahn.
Daß der Cophta nicht erwache —
Leise, leise tretet an.

(Die Pforte öffnet sich. Die Genossen treten hinein; die Pforte schließt sich und es kommt wieder ein neues Paar. Cerimonie und Gesang werden wiederholt. Es fügt sich, daß der Domherr und die Nichte zusammentreffen und mit einander ins Heiligthum gehen. Sie sind die letzten. Die Musik verliert sich ins Pianissimo, die Kinder treten in die Coulissen, die Jünglinge fallen auf die Knie zu beyden Seiten des Proscenii.)

Neunter Auftritt.

(Der Vorhang geht auf und es zeigt sich ein Saal mit egyptischen Bildern und Zierrathen. In der Mitte steht ein tiefer Sessel, auf welchem eine in Goldstoff gekleidete Person zurückgelehnt liegt, deren Haupt mit einem weißen Schleyer bedeckt ist. Zur rechten Hand kniet der Domherr, zur Linken der Ritter, vorwärts neben dem Domherrn die Marquise, neben dem Ritter der

Marquis, dann die Nichte. Die Musik verliert sich.)

Domherr.

Erhabener, unsterblicher Greis! Du erlaubst Unwürdigen sich deinen Füßen zu nähern, Gnade und Hülfe von dir zu erbitten. Du schläfst, oder vielmehr du scheinst zu schlafen: denn wir wissen, daß du selbst in deiner Ruhe aufmerksam und thätig bist und das Wohl der Menschen beförderst. Gieb uns ein Zeichen, daran wir erkennen, daß du uns hörst, daß du uns hold bist!

(Musik, nur wenige Töne.)

Der Verschleyerte

(hebt die rechte Hand auf.)

Ritter.

Du siehst hier eine Anzahl Menschen vor dir, die aufgemuntert durch das Versprechen deines würdigsten Schülers in vollem Vertrauen sich zu dir nahen und hoffen, daß du

ihre Bedürfnisse befriedigen werdest. Freylich sind diese Bedürfnisse sehr verschieden; doch selbst das Mannigfaltigste wird einfach vor deinem allgemeinen Blick, vor deiner ausgebreiteten Macht. Wirst du uns erhören, wenn wir gleich unwürdig sind?

(Musik wie oben nach Verhältniß.)

Der Verschleyerte

(richtet sich auf.)

Marquise.

Verzeihe der Ungeduld eines Weibes, laß uns dein Angesicht sehen, wir schmachten schon Monate lang nach deiner Gegenwart.

(Musik wie oben.)

Der Verschleyerte

(steht auf und bleibt vor dem Sessel stehen.)

Marquis.

Erlaube, daß wir uns dir nahen, daß wir den Saum deines Rockes küssen. Die Wünsche, die so lange in unsern Herzen schliefen,

sind jetzt aufgewacht; in deiner Gegenwart werden sie unerträglich unruhig.

(Musik wie oben.)

Der Verschleyerte

(tritt sachte die Stufen herunter.)

Nichte.

(leise) Mir zittern alle Glieder!

Domherr.

Versage uns nicht länger den Glanz deines Angesichts!

Alle.

Großer Cophta, wir bitten!

(Musik, wenige rasche Töne.)

(Der Schleyer fällt)

Alle.

(Indem sie auf einmal aufstehen und weiter vortreten)

Der Graf!

(Die Jünglinge stehen auf.)

Graf.

(der hervortritt) Ja, der Graf! Der Mann,

den ihr bisher mit einem Namen nanntet, unter dem ihn die Welt in dem gegenwärtigen Augenblicke kennt. O ihr Blinden! Ihr Hartherzigen! Fast ein Jahr gehe ich mit euch um, ich unterrichte eure Unwissenheit, ich belebe euren todten Sinn, ich deute euch auf den Groß-Cophta, ich gebe euch die entscheidensten Winke; und es geht euch kein Licht auf, daß ihr denselben Mann, den ihr sucht, beständig vor euch habt, daß ihr die Güter, nach denen ihr euch sehnt, täglich von seinen Händen empfangt, daß ihr mehr Ursache habt zu danken als zu bitten. Doch ich habe Mitleiden mit eurem irdischen Sinn, ich lasse mich zu eurer Schwäche herab. Seht mich denn in meiner Herrlichkeit; mögen eure Augen mich erkennen, wenn euer Herz mich verkannt hat! Und wenn die Gewalt, die ich über eure Gemüther ausübte, euren Glauben schwach ließ, so glaubt nun an die Wunder, die ich

außer euch, aber in eurer Gegenwart vollende.

Domherr (bey Seite)

Ich erstaune!

Ritter (bey Seite)

Ich verstumme!

Marquise (bey Seite)

Seine Unverschämtheit übertrift meine Erwartung.

Marquis (bey Seite)

Ich bin neugierig zu sehen, wo das hinaus will.

Graf.

Ihr steht bestürzt? Ihr seht vor euch nieder? Ihr getraut euch kaum mich von der Seite anzublicken? Wendet euer Gesicht zu mir, seht mir freudig und zutraulich in die Augen, werft alle Furcht weg und erhebt euer Herz! — Ja, ihr seht den Mann vor euch,

der so alt als die egyptischen Priester, so erhaben als die indischen Weisen, sich in dem Umgange der größten Männer gebildet hat, die ihr seit Jahrhunderten bewundert; der über allen Rang erhaben ist, keiner Güter bedarf, in der Stille das Gute wirkt, das die Welt bald dieser bald jener Ursache zuschreibt; der in einer geheimen, durch die ganze Welt ausgebreiteten Gesellschaft von Männern lebt, die mehr oder weniger einander gleich sind, sich selten persönlich, öfters aber durch ihre Werke offenbaren.

Domherr.

Ist es möglich, daß es noch mehrere deines gleichen gebe?

Graf.

(in die Höhe deutend) Alles findet seines gleichen, außer ein Einziger!

Ritter.

Welch ein erhabener Gedanke!

Marquise.

(bey Seite) Welch ein Schelm! das Heiligste in seine Lüge zu verweben!

Graf.

Ja, seht her. Diesem Haupte kann die brennende Sonne, der beizende Schnee nichts anhaben. Mit diesem unbewehrten vorgestreckten Arm habe ich in den lybischen Wüsten einen brüllenden hungrigen Löwen aufgehalten, mit dieser Stimme, die zu euch spricht, ihm gedroht, bis er mir zu meinen Füßen schmeichelte. Er erkannte seinen Herrn, und ich konnte ihn nachher auf die Jagd ausschicken; nicht für mich, der ich blutige Speise nicht genieße, ja kaum einer irdischen Speise bedarf, sondern für meine Schüler, für das Volk, das sich oft in der Wüste um mich versammlete. Diesen Löwen habe ich in Alexandrien gelassen; ich werde bey meiner Rückkunft einen treuen Gefährten an ihm finden.

Domherr.

Haben die übrigen Meister deiner Gesellschaft auch so große Fähigkeiten als du?

Graf.

Die Gaben sind verschieden ausgetheilt; keiner von uns darf sagen: er sey der Größte.

Ritter.

Ist denn der Cirkel dieser großen Männer geschlossen, oder ist es möglich darin aufgenommen zu werden?

Graf.

Vielen wäre es möglich; wenigen gelingt es. Die Hindernisse sind zu groß.

Domherr.

Wenn uns deine Erscheinung nicht unglücklicher machen soll, als wir bisher waren: so gieb uns wenigstens einen Wink, wohin wir unsere Aufmerksamkeit, unser Bestreben richten sollen?

Graf.

Das ist mein Vorsatz. — Nach allen Prüfungen, die ihr ausgestanden habt, ist es billig, daß ich euch einen Schritt weiter führe, daß ich euch gleichsam eine Magnetnadel in die Hand gebe, die euch zeige, wohin ihr eure Fahrt zu richten habt. Vernehmt! —

Domherr.

Ich bin ganz Ohr!

Ritter.

Meine Aufmerksamkeit kann nicht höher gespannt werden!

Marquis.

Ich bin äußerst neugierig!

Marquise.

Was wird er vorbringen?

Graf.

Wenn der Mensch, mit seinen natürlichen Kräften nicht zufrieden, etwas Besseres ahn-

det, etwas Höheres begehrt; wenn er sich eine unverwüstliche Gesundheit, ein dauerhaftes Leben, einen unerschöpflichen Reichthum, die Neigung der Menschen, den Gehorsam der Thiere, ja sogar Gewalt über Elemente und Geister stufenweise zu verschaffen denkt: so kann es nicht ohne tiefe Kenntniß der Natur geschehen. Hierzu eröffne ich euch die Pforte. —— Die größten Geheimnisse, Kräfte und Wirkungen liegen verborgen — — in verbis, herbis et lapidibus.

Alle.

Wie?

Graf.

In Worten, Kräutern und Steinen.

(Pause.)

Marquise.

(vor sich) In Steinen? Wenn er die meynt, die ich in der Tasche habe, so hat er vollkommen recht.

Marquis.

In Kräutern? Man sagt, es sey kein Kraut gewachsen, das unser bestimmtes Lebensziel verlängern könne; und doch muß Ihnen ein solches Kraut bekannt seyn, da Sie Ihr Leben nicht allein hoch gebracht, sondern auch Ihre Kräfte, Ihr äußeres Ansehen so lange erhalten haben.

Graf.

Die Unsterblichkeit ist nicht jedermanns Sache.

Domherr.

In Worten? Hier ahnde ich das meiste, erhabner Lehrer. Gewiß habt ihr eine Sprache, eine Schrift, wodurch ganz andere Dinge bezeichnet werden, als mit unsern armseligen Lauten, wodurch wir nur die gemeinsten Dinge auszudrucken im Stande sind. Gewiß besitzest du die geheimnißvollen Zeichen, mit denen Salomon die Geister bezwang?

Graf.

Alle diese, ja die sonderbarsten Charaktere, die man jemals gesehen hat, Worte, die eine menschliche Lippe kaum auszusprechen vermag.

Ritter.

O lehre sie uns nach und nach buchstabiren.

Graf.

Vor allen Dingen müßt ihr erkennen, daß es nicht auf die Lippen ankommt, nicht auf die Sylben, die ausgesprochen werden, sondern auf das Herz, das diese Worte nach den Lippen sendet. Ihr sollt erfahren, was eine unschuldige Seele für Gewalt über die Geister hat.

Nichte.

(vor sich) Ach Gott! Nun wird er mich vorrufen, ich zittre und bebe! Wie schlecht werde ich meine Rolle spielen! ich wollte, ich

wäre weit von hier, ich hätte diesen Menschen niemals gesehen.

Graf.

Tritt herbey, schönes unschuldiges Kind! Ohne Furcht, ohne Sorge, tritt näher mit einer holden Freude, daß du zu dem Glück auserlesen bist, wornach so viele sich sehnen.

Domherr.

Was soll das geben?

Ritter.

Was haben Sie vor?

Graf.

Wartet und merket auf!

(Musik.)

Der Graf

(giebt ein Zeichen. Ein Dreyfuß steigt aus dem Boden, auf welchem eine erleuchtete Kugel befestigt ist. Der Graf winkt der Nichte, und hängt ihr den Schleyer über, der ihn vorher bedeckt hat, doch so, daß ihr Gesicht frey bleibt; sie tritt hinter den Dreyfuß. Bey dieser Pantomime legt

der Graf sein gebieterisches Wesen ab; er zeigt sich sehr artig und gefällig, gewissermaßen ehrerbietig gegen sie. Die Kinder mit den Rauchfässern treten neben den Dreyfuß. Der Graf steht zunächst der Nichte, die übrigen gruppiren sich mit Verstand. Die Jünglinge stehen ganz vorn. Die Nichte sieht auf die Kugel, die Gesellschaft auf sie, mit der größten Aufmerksamkeit. Sie scheint einige Worte auszusprechen, sieht wieder auf die Kugel, und biegt sich dann erstaunt, wie Jemand, der was Unerwartetes sieht, zurück, und bleibt in der Stellung stehen. Die Musik hört auf.)

Graf.

Was siehst du, geliebte Tochter? Erschrick nicht, fasse dich! Wir sind bey dir, mein Kind!

Ritter.

Was kann sie sehen? Was wird sie sagen?

Domherr.

Still, sie spricht!

Nichte.

(Spricht einige Worte, aber leise, daß man sie nicht verstehen kann.)

Graf.

Laut, meine Tochter, lauter, daß wir es alle verstehen!

Nichte.

Ich sehe Kerzen, helle brennende Kerzen in einem prächtigen Zimmer. Jetzt unterscheide ich chinesische Tapeten, vergoldetes Schnitzwerk, einen Kronleuchter. Viele Lichter blenden mich.

Graf.

Gewöhne dein Auge, sieh starr hin; was siehst du weiter? Ist niemand im Zimmer?

Nichte.

Hier! — Laßt mir Zeit — hier in dem Schimmer beym Kerzenlichte — am Tische sitzend — erblick' ich eine Dame; sie schreibt, sie liest.

Domherr.

Sag', kannst du sie erkennen? Wie sieht sie aus? Wer ists? Verschweige nichts?

Nichte.

Ihr Gesicht kann ich nicht sehen; die ganze Gestalt schwankt vor meinen Augen wie ein Bild auf bewegtem Wasser.

Marquise.

(vor sich) Ganz vortrefflich spielt das gute Kind uns ihre Lection vor.

Marquis.

(vor sich) Ich bewundere die Verstellung. Liebe Natur, wozu bist du nicht fähig!

Nichte.

Jetzt! jetzt! Ihr Kleid kann ich deutlicher sehen; himmelblau fällt es um ihren Sessel und wie der Himmel ist es mit silbernen Sternen besät.

Domherr.

(zur Marquise) Nun werde ich ganz glücklich! Es ist die geliebte Fürstin. Man sagte mir von diesem Kleide, blau mit silbernen

Muschen, die den Augen des Kindes als Sterne erscheinen. Horch!

Nichte.

Was seh' ich! Großer Meister, erhabener Cophta, entlaß mich! Ich sehe fürchterliche Dinge.

Graf.

Bleibe getrost und sprich: was siehst du?

Nichte.

Ich sehe zwey Geister hinter dem Stuhle; sie flüstern einer um den andern der Dame zu.

Graf.

Sind sie häßlich?

Nichte.

Sie sind nicht häßlich; aber mich schauderts.

Graf.

(zum Domherrn) Diese Geister sprechen zum

Vortheil eines Freundes. Kannst du die Dame kennen? Kennst du den Freund?

Domherr.

(ihm die Hand küssend) Du bist ewig meiner Dankbarkeit versichert!

Nichte.

Sie wird unruhig; das Flüstern der Geister hindert sie am Lesen, hindert sie am Schreiben; ungeduldig steht sie auf; die Geister sind weg.

(Sie wendet ihr Gesicht ab.)

Laßt mich einen Augenblick.

Graf.

Nur gelassen, meine Tochter! Wenn du wüßtest, unter welchem Schutze du stehst! (Er unterstützt sie.)

Ritter.

(vor sich) O wie sie liebenswürdig ist! Wie reizend in ihrer Unschuld! Nie hat mich ein Mädchen so gerührt. Nie hab' ich eine solche Neigung empfunden! Wie sorge ich für das

gute Kind! Gewiß, der Domherr, die Tante — das himmlische Wesen ahndet nicht, in welcher Gefahr sie schwebt! O wie gern möcht' ich sie aufmerksam machen, sie retten, wenn ich mich auch ganz dabey vergessen sollte.

Graf.

Nimm dich zusammen, meine Taube, sieh hin, gewiß du hast uns noch mehr zu offenbaren!

Nichte.

(auf die Kugel blickend) Sie tritt ans Camin, sie blickt in den Spiegel! Ahi!

Graf.

Was ist dir?

Nichte.

Ahi!

Marquise.

Was hast du?

Nichte.

Ach in dem Spiegel steht der Domherr.

Domherr.

Welche Glückseligkeit! Meister — ich — wie soll ich dir danken! Das thust du alles für mich!

Nichte.

Sie sieht hinein, sie lächelt; weg ist der Domherr, sie sieht sich selbst.

Ritter.

Welche Wunderkraft! Welche Gaben!

Nichte.

(mit einem gefühlvollen freudigen Ausdruck)

Ja nun! — Ich sehe alles nun deutlich, ich sehe die herrliche Schönheit, das liebenswürdige Gesicht. Wie ihm die Traurigkeit so schön steht, die sich über alle Züge verbreitet.

Domherr.

(der bisher die Hände des Grafen gehalten und sie öfters geküßt)

Unaussprechlich, unbeschreiblich beglückst du deinen Knecht.

Nichte.

Sie wird unruhig, das Zimmer scheint ihr zu enge, sie geht nach der Glasthüre, sie will hinaus. Ach! Ach! —

Graf.

Ermanne dich! Nur noch einen Augenblick! Sieh noch einmal hin!

Nichte.

(verwirrt) Die Geister stehn ihr zur Seite. Sie öffnen die Thüre, draußen ists dunkel.

Marquise.

(zum Domherrn) Sie geht dir entgegen.

Domherr.

Ists möglich!

Marquise.

Du wirsts erfahren.

Nichte.

Ach! (sie fällt in Ohnmacht.)

Ritter.

O Gott! Helft ihr! Schont sie! Es ist unverzeihlich, daß ihr sie nicht eher entlassen habt! —

Marquise.

Hier ist Salz.

(Die Hauptpersonen drängen sich zu ihr, die Jünglinge treten aus dem Proscenio ins Theater, die Kinder furchtsam zu ihnen. Es macht alles eine schöne aber wilde Gruppe.)

Graf.

Ueberlaßt sie mir! Nur durch himmlischen Balsam kann sie erquickt werden.

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Zimmer der Nichte.

Die Nichte. Ein Mädchen.

Nichte.

(Bey der Toilette. Ein Mädchen hilft ihr sich ankleiden, und geht sodann in die Garderobe; sie kommt mit einem Bündel zurück, und geht über das Theater.)

Was trägst du da? Was ist in dem Bündel?

Mädchen.

Es ist das Kleid, das Sie mir befahlen zum Schneider zu schaffen.

Nichte.

Gut. Daß ich es, wo möglich, morgen oder übermorgen wieder habe.

Mädchen. (geht ab.)

Nichte.

Nun bin ich angezogen, wie es meine Tante befohlen hat. — Was mag diese neue Mummerey bedeuten? — Wenn ich bedenke, was mir heute begegnet ist, so habe ich alles zu befürchten. Kaum erhole ich mich von jener schauderhaften Scene, so muthet man mir zu, mich umzukleiden, und wenn ich mich recht ansehe, so ist das ohngefähr wie ich die Prinzessin beschrieben habe. Der Domherr liebt die Fürstin, und ich soll sie wohl gar vorstellen? In welche Hände bin ich gerathen! Was hab' ich zu erwarten? Welchen grausamen Gebrauch macht meine Tante von dem Vertrauen, das ich ihr zu voreilig hingab! Wehe mir! Ich sehe niemanden, an den ich mich wenden könnte. Die Gesinnungen des Marquis werden mir nun deutlicher. Es ist ein eitler, frecher, leichtsinniger Mann, der mich unglücklich gemacht hat, und bald in mein Verderben willi-

willigen wird, um mich nur los zu werden. Der Domherr ist eben so gefährlich. Der Graf ein Betrüger. — — Ach nur der Ritter wäre der Mann, an den ich mich wenden könnte. Seine Gestalt, sein Betragen, seine Gesinnungen zeichneten mir ihn im ersten Augenblicke als einen rechtschaffenen, einen zuverläßigen thätigen Jüngling; und, wenn ich mich nicht irre, war ich ihm nicht gleichgültig. — Aber ach! betrogen durch die unverschämte Mummerey der Geisterscene hält er mich für ein Geschöpf, das der größten Verehrung werth ist. Was soll ich ihm bekennen? Was soll ich ihm vertrauen? — — Es komme wie es wolle, ich will es wagen! Was hab' ich zu verlieren? Und bin ich nicht schon in diesen wenigen Stunden der Verzweiflung nahe gebracht? — Es entstehe was wolle, ich muß ihm schreiben. Ich werde ihn sehen, mich ihm vertrauen; der edle Mann kann mich ver-

dammen, aber nicht verstoßen! Er wird einen Schutzort für mich finden. Jedes Kloster, jede Pension soll mir ein angenehmer Aufenthalt werden.

(Sie spricht und schreibt:)

«Ein unglückliches Mädchen, das Ihrer
«Hülfe bedarf, und von dem Sie nicht
«übler denken müssen, weil sie Ihnen ver-
«traut, bittet Sie morgen früh um eine
«Viertelstunde Gehör. Halten Sie sich
«in der Nähe, ich lasse Ihnen sagen,
«wenn ich allein bin. Die traurige Lage,
«in der ich mich befinde, nöthigt mich zu
«diesem zweydeutigen Schritt.»

So mag es seyn! — — Der kleine Jäck ist mir wohl ein sichrer Bote.

(Sie geht an die Thüre und ruft:)

Jäck!

Zweyter Auftritt.

Nichte. Jäck.

Nichte.

Kleiner! Weißt du des Ritters Greville Wohnung?

Jäck.

Ich bin oft dort gewesen.

Nichte.

Willst du mir wohl gleich ein Billjet an ihn bestellen? Aber daß es niemand erfährt!

Jäck.

Recht gern! Was hab' ich davon?

Nichte.

(indem sie ihm Geld reicht) Einen Laubthaler!

Jäck.

(der sich auf einem Fuß einigemal herumdreht) Ich habe Flügel.

Nichte.

(indem sie ihm das Billjet giebt) Hier!

Jäck.

Das Geld wird bald verdient seyn. Wahrscheinlich ist er in der Nähe. Um diese Zeit pflegt er in das Kaffeehaus an der Ecke zu kommen.

Nichte.

Das wäre schön. Nur vorsichtig!

Jäck.

Geben Sie nur. Verlassen Sie sich auf mich.

Nichte.

Du bist ein durchtriebener Schelm!

Jäck.

Ich bin zu brauchen, das weiß Ihre Tante.

Dritter Auftritt.

Nichte allein.

Wie frech dieser Knabe ist! Wie abgerichtet! So sollt' ich auch werden; und wäre sie

langsamer zu Werke gegangen, sie hätte mich Schritt vor Schritt ins Verderben geführt. Glücklicherweise werd' ich es gewahr, und fühle noch so viel Kraft mich zu retten. Geist meiner Mutter, steh mir bey! Ein Fehler riß mich aus dem gleichgültigen Zustande, in welchem ich sonst zwischen Tugend und Laster schlummerte. O möge dieser Fehler der erste Schritt zur Tugend seyn!

Vierter Auftritt.

Nichte. Marquise.

Marquise.

Lassen Sie sehen, Nichte, wie finden Sie sich in das neue Kleid?

Nichte.

Nicht eben so ganz, als wenn es mein eigen wäre.

Marquise.

Nun, nun, es geht schon! Es kleidet Sie alles.

Nichte.

Auch der Betrug, wie Sie heute gesehen haben.

Marquise.

Wer wird solche Worte brauchen! (Etwas an ihr zurecht rückend) So! es muß mehr an den Leib geschlossen seyn, und diese Falte muß reicher fallen. Der Wagen wird bald kommen, und wir fahren heute noch aufs Land.

Nichte.

Noch heute?

Marquise.

Ja, und Sie haben heute noch eine Rolle zu spielen.

Nichte.

Noch eine? Sie sind unbarmherzig, Tante. Die erste hat mir schon so viel Mühe gekostet,

daß Sie mich mit der zweyten verschonen sollten.

Marquise.

Eben deswegen, mein Kind. Noch diese und dann die dritte und vierte, und es wird Ihnen keine mehr Mühe kosten.

Nichte.

Ich fürchte, Sie finden mich nicht halb so fähig, als Sie glauben.

Marquise.

Es kommt auf einen Versuch an. Diese Nacht werden Sie eine sehr gemeine Rolle zu spielen haben.

Nichte.

In diesem prächtigen Kleide?

Marquise.

Dem Inhalte nach, meyne ich. Sie haben eine stumme Liebhaberinn vorzustellen.

Nichte.

Wie verstehn Sie das?

Marquise.

Ich bringe Sie in einen Garten, führe Sie in eine Laube, gebe Ihnen eine Rose, und Sie verweilen einen Augenblick. Es kommt ein Cavalier auf Sie zu, er wirft sich Ihnen zu Füßen, er bittet Sie um Vergebung, Sie geben einen unvernehmlichen Laut von sich: «mein Herr!» — oder was Sie wollen; — er fährt fort um Verzeihung zu bitten: «stehn Sie auf!» versetzen Sie leise; er bittet um Ihre Hand, als um ein Zeichen des Friedens. Sie reichen ihm Ihre Hand; er bedeckt sie mit tausend Küssen. «Stehn Sie auf!» sagen Sie alsdann: «entfernen Sie sich, man könnte uns überraschen!» Er zaudert; Sie stehen vom Sitze auf: «entfernen Sie sich!» sagen Sie dringend, und drücken ihm die Rose in die Hand. Er will Sie aufhalten: «Es kommt jemand!» lispeln Sie, und eilen aus der Laube. Er will zum Abschiede

einem Kuß wagen; Sie halten ihn zurück, drücken ihm die Hand und sagen sanft: «Wir sehn uns wieder!» und machen sich von ihn los.

Nichte.

Liebe Tante, verzeihen Sie mir, es ist eine schwere, eine gefährliche Aufgabe. Wer ist der Mann? Wen soll ich vorstellen? Wird die Nacht, werden die Umstände ihn nicht verwegener machen? Können Sie mich so aussetzen?

Marquise.

Du bist sicher, mein Kind. Ich bin in der Nähe und werde nicht einen Augenblick verweilen, wenn ich diese letzten Worte höre. Ich trete herbey und verscheuche ihn.

Nichte.

Wie soll ich meine Rolle recht spielen, da ich nicht weiß, wen ich vorstelle?

Marquise.

Betragen Sie sich edel, sprechen Sie leise; das übrige wird die Nacht thun.

Nichte.

Welch ein Argwohn erregt mir das blaue Kleid, diese silbernen Muschen!

Marquise.

Nun gut, wenn Sie es denn vermuthen, wenn Sie es errathen. Sie stellen die Prinzessinn vor und der Cavalier wird der Domherr seyn.

Nichte.

Liebe Tante, wie können Sie einem unglücklichen verlassenen Mädchen solch eine sonderbare Unternehmung zumuthen! Ich begreife den Zusammenhang nicht, ich sehe nicht, was es Ihnen nutzen kann: aber bedenken Sie, daß es kein Scherz ist. Wie hart würde einer gestraft, der die Hand des Fürsten in irgend

einer Unterschrift nachahmte, der das Bild seines Königes auf ein unächtes Metall zu prägen sich unterfinge? Und ich soll wissentlich mein armseliges Selbst für die geheiligte Person einer Fürstin geben, soll mit erlogenen Zügen, durch erborgte Kleider die äußere Gestalt jener erhabenen Person nachäffen und durch mein Betragen in eben dem Augenblick die edle Sittlichkeit schänden, die den Charakter dieser großen Fürstin macht? Ich schelte mich selbst, ich bin zu bestrafen, bin zu verdammen. Haben Sie Mitleid mit mir! denn Sie werden mich nicht retten, wenn man mich verurtheilt. Wollen Sie mich zu einer Verbrecherin machen, weil ich Ihnen einen Fehler eingestand?

Marquise.

Es ist nicht zu ändern.

Nichte.

(bittend) Meine Tante.

Marquise.

(gebieterisch) Meine Nichte! — Sobald der Wagen da ist, erfahren Sie es, werfen Sie dann Ihren Mantel um und folgen Sie mir.

Nichte.

Ich wünschte —

Marquise.

Sie wissen was zu thun ist, es kann nichts abgeändert werden.

Fünfter Auftritt.

Nichte, nachher Jäck.

Nichte.

So war mein Argwohn auf dem rechten Wege! Es ist gewiß was ich fürchtete. Sie will mich dem Domherrn auf eine oder die andere Weise in die Hände liefern, und vielleicht ist der Marquis selbst mit ihr einig.

Von solchen Menschen läßt sich alles erwarten, und desto besser habe ich gethan, mich an den Ritter zu wenden. Ich werde mich heute schon zu betragen wissen, und morgen, wenn ich mich in ihm nicht betrogen habe —

Jäck.

(in der Thüre)

Ist sie weg?

Nichte.

Nur herein!

Jäck.

Wie gesagt, so gethan!

Nichte.

Was bringst du?

Jäck.

Hier ein Blättchen! (indem er ihr ein Billjet giebt und sich dann im Sprunge herumdreht:) Und noch einen Laubthaler vom Ritter für meine

Mühe. Brauchen Sie mich ferner zum Courier.

Nichte.

Wo hast du ihn angetroffen?

Jäck.

Im Kaffeehause gegenüber, wie ich sagte.

Nichte.

Sagte er was zu dir?

Jäck.

Er fragte, ob Sie zu Hause, ob Sie allein seyen? — Ich muß sehen was es giebt; ich höre, die gnädige Frau fährt aus.

Sechster Auftritt.

Nichte, nachher der Ritter.

Nichte.

(Das Billjet lesend:)

«Ich weiß Ihr Vertrauen zu schätzen und
«freue mich unendlich darüber. Schon

«habe ich Sie im Stillen beklagt, in we-
«nig Minuten bin ich bey Ihnen» —

O Gott was will das heißen?

«Bis morgen früh kann ich meiner Unge-
«duld nicht gebieten. In Ihrem Quartier
«hab' ich eine Zeitlang gewohnt, und be-
«sitze noch durch einen Zufall den Haupt-
«schlüssel. Ich eile nach Ihrer Garderobe,
«seyn Sie ohne Sorgen; es soll mich nie-
«mand entdecken, und verlassen Sie sich
«in jedem Sinn auf meine Diskretion.»

Ich bin in der entsetzlichsten Verlegenheit! Er wird mich in diesen Kleidern finden? Was soll ich sagen?

Ritter.

(der aus der Garderobe tritt)

Sie verzeihen, daß ich eile; wie hätt' ich diese Nacht ruhig schlafen können?

Nichte.

Mein Herr —

Ritter.

(sie scharf ansehend)

Wie find' ich Sie verändert? Welcher Aufputz! Welche sonderbare Kleidung! Was soll ich dazu sagen?

Nichte.

O mein Herr! ich hatte Sie jetzt nicht vermuthet. Entfernen Sie sich, eilen Sie! Meine Tante erwartet mich diesen Augenblick. Morgen früh —

Ritter.

Morgen früh wollen Sie mir vertrauen, und heute nicht?

Nichte.

Ich höre jemand kommen, man wird mich rufen.

Ritter.

Ich gehe, sagen Sie nur: was stellt das Kleid vor?

Nichte.

Nichte.

O Gott!

Ritter.

Was kann das für ein Vertrauen seyn, wenn Sie mir diese Kleinigkeit verschweigen?

Nichte.

Alles Vertrauen hab' ich zu Ihnen, nur — das ist nicht mein Geheimniß. Dieses Kleid —

Ritter.

Dieses Kleid ist mir merkwürdig genug. Einigemal hat sich die Prinzessin in einem solchen Kleide sehen lassen. Selbst heute haben Ihnen die Geister die Fürstin in diesem Kleide gezeigt, und nun find' ich Sie —

Nichte.

Rechnen Sie mir diese Maskerade nicht zu.

Ritter.

Welche entsetzliche Vermuthungen!

Nichte.

Sie sind wahr.

Ritter.

Die Geisterscene?

Nichte.

War Betrug.

Ritter.

Die Erscheinungen?

Nichte.

Abgeredet.

Ritter.

O ich Unglücklicher! O hätten Sie mir ewig geschwiegen! Hätten Sie mir den süßen Irrthum gelassen! Sie zerstören mir den angenehmsten Wahn meines Lebens!

Nichte.

Ich habe Sie nicht berufen, Ihnen zu schmeicheln, sondern Sie als einen edeln Mann um Rettung und Hülfe anzuflehn. Ei-

len Sie, entfernen Sie sich! Wir sehen uns morgen wieder. Verschmähen Sie nicht ein unglückliches Geschöpf, das nach Ihnen, wie nach einem Schutzgott hinauf sieht.

Ritter.

Ich bin verlohren! Auf ewig zu Grunde gerichtet! Wüßten Sie, was Sie in diesem Augenblicke mir geraubt haben, so würden Sie zittern; Sie würden mich nicht um Mitleid anflehn. Ich habe kein Mitleid mehr! Den Glauben an mich selbst und an Andre, an Tugend, Unschuld, an jede Größe und Liebenswürdigkeit haben Sie mir entrissen. Ich habe kein Interesse mehr, und Sie verlangen, daß ich es an Ihnen nehmen soll? Meine Zutraulichkeit ist auf das schändlichste mißhandelt worden, und Sie wollen, daß ich Ihnen trauen soll? Ihnen, einer doppelten, dreyfachen Schauspielerin! Welch ein Glück, daß

ich diesen Abend hieher kam und Ihnen nicht Zeit ließ, sich vorzubereiten, die Maske anzulegen, mit der Sie auch mich zu hintergehen dachten!

Nichte.

Ich bin ganz unglücklich! Eilen Sie! Entfernen Sie sich! man kommt!

Ritter.

Ich gehe, Sie nie wieder zu sehen!

Siebenter Auftritt.

Die Nichte. Der Marquis.

Marquis.

(halb in der Thüre) Sind Sie allein, Nichte? Nur ein Wort!

Nichte.

(Indem der Marquis wieder zur Thür hinaus sieht, betrachtet sie sich geschwind im Spiegel.) Ich sehe verweint, verworren aus! Was werd' ich sagen?

Marquis.

(sie umarmend und fest an sich drückend)

Süßes, holdes Geschöpf!

Nichte.

(ihn zurückhaltend) Um Gotteswillen, Marquis!

Marquis.

Wir sind allein, fürchten Sie nichts!

Nichte.

(sich von ihm losmachend) Die Marquise erwartet mich. (Bey Seite) Wenn der Ritter noch da wäre!

Marquis.

Was haben Sie? Sie sehen ganz verstöhrt aus.

Nichte.

Ach Gott! Die Zumuthungen meiner Tante—

Marquis.

Du dauerst mich, liebes Kind; aber ich will dich retten.

Nichte.

Sie wissen doch, heute Nacht soll ich die Rolle der Prinzessin spielen. Es ist erschrecklich! Kommen Sie! (Sie sieht sich inzwischen furchtsam nach der Garderobenthür um.)

Marquis.

Bleiben Sie, bleiben Sie, eben deswegen bin ich hier! Spielen Sie heute Nacht Ihre Rolle nur gut, Sie haben nichts zu besorgen.

Nichte.

So lassen Sie uns gehen.

Marquis.

Nein doch; ich wollte Ihnen sagen —

Nichte.

Dazu ists morgen Zeit.

Marquis.

Keineswegs! Sie scheinen diese Abentheuer weniger zu fürchten, als Sie sollten.

Nichte.

(wie oben) Ich bin in der größten Verlegenheit!

Marquis.

Es steht Ihnen noch etwas Seltsames diese Nacht bevor, an das Sie nicht denken.

Nichte.

Was denn? Sie erschrecken mich!

Marquis.

Daß Sie mit mir wegreisen werden.

Nichte.

Mit Ihnen?

Marquis.

Und das sagen Sie mit einer Art von Widerwillen?

Nichte.

Ich weiß nicht, was ich sagen soll.

Marquis.

Ich werde Sie leicht aufklären. Die Mas-

kerade, zu der Sie angezogen sind, ist nicht ein bloßer Scherz. Meine Frau hat im Namen der Prinzessin den Domherrn um einen wichtigen Dienst ersucht, und Sie sollen die Dankbarkeit der Fürstin gegen den betrogenen Mann ausdrücken.

Nichte.

(wie oben in Verlegenheit) Ich soll ihm eine Rose geben.

Marquis.

Eine würdige Belohnung für einen solchen Dienst! Denn zu nichts Geringerem hat sich die blinde Leidenschaft des Domherrn bereden lassen, als das schöne Halsband von den Hofjuwelieren zu kaufen.

Nichte.

Das Halsband?

Marquis.

Das wir gestern so sehr bewunderten, als wir diesen Ring kauften.

Nichte.

Es ist nicht möglich!

Marquis.

So gewiß, daß ich schon einen Theil davon in der Tasche habe.

Nichte.

Sie? Was soll das heißen? — Man könnte horchen.

Marquis.

So treten Sie hieher! (er nähert sich der Garderobe.) Ja, mein Kind! Der Domherr besaß es kaum eine Viertelstunde; gleich war es in den Händen meiner Frau, um es der Prinzessin noch heute Abend zu überliefern. Wie glücklich war das Weib in diesem Augenblick, und ich nicht weniger! Unbarmherzig brach sie die schöne Arbeit von einander; es that mir im Herzen weh, den kostbaren Schmuck so zerstöhrt zu sehen, und ich konnte nur durch

das herrliche Paketchen getröstet werden, das sie mir zu meiner Reise zubereitete. Ich habe wenigstens für hundert tausend Livres Steine in der Tasche. Ich geh noch heute nach England ab, mache dort alles zu Gelde, schaffe Silbergeschirr und Kostbarkeiten in Menge.

Nichte.

(welche bisher die größte Verlegenheit verborgen)

Welche gefährliche Unternehmung!

Marquis.

Wir müssen jetzt nicht sorgen, sondern wagen.

Nichte.

Ich wünsche Ihnen Glück!

Marquis.

Nein, du sollst es mir bringen! Du sollst und mußt meine Reisegefährtin seyn.

Nichte.

Sie wollen mich dieser Gefahr aussetzen?

Marquis.

Die Gefahr ist weit größer, wenn du zurück bleibst. Meine Frau ist verwegen genug, das Mährchen, so lang' es nur gehen will, durchzuspielen. — Bis der erste Zahlungstermin kommt, ja noch weiter, ist sie ziemlich sicher. Indeß kann ich dich nicht hier lassen.

Nichte.

Bedenken Sie —

Marquis.

Ich weiß nicht, wie ich dein Betragen erklären soll. Wär' es möglich, daß man mir schon dein Herz entwendet hätte? — Nein, es ist nicht möglich! Du bist verlegen, aber nicht verändert. Laß dich nicht etwa den anscheinenden Reichthum des Domherrn blenden; wir sind jetzt reicher als er, der in kurzem sich in der größten Verlegenheit sehen wird. Ich habe alles genau berechnet. Du magst heute

Nacht die Person der Prinzessin noch vorstellen. — Es ist die Absicht meiner Frau, daß ich euch hinaus begleiten und dann gleich weiter fahren soll. Ich nehme deswegen einen besondern Wagen. Ist die Scene vorbey, so erkläre ich der Marquise kurz und gut, daß du mich begleitest. Du magst ein wenig widerstehen, ich führe dich mit Gewalt weg. Lerm darf sie nicht machen, aus Furcht, daß alles verrathen wird. — Du hörst nicht zu; was ist dir?

Nichte.

Verzeihen Sie mir, — dieser Vorschlag — Ich bin verwirrt — ich verstumme! Bedenken Sie, in welcher Lage wir die Tante zurücklassen!

Marquis.

Sie wird sich schon helfen, sie ist klug genug. Sie hat diese Sache so weit gebracht

und wir verderben ihr nichts an ihrem Plan. Genug, ich will, ich kann dich nicht entbehren, und wenn du je an meiner Liebe zweifeltest, so siehst du nun, wie heftig sie ist. Ich werde dich nicht hier lassen, so vielen Nachstellungen, so vielen Gefahren ausgesetzt; nicht acht Tage, so hab ich dich verlohren. Die unsinnige Leidenschaft des Domherrn zur Fürstin hält ihn nicht von andern Liebeshändeln zurück. Nur wenige Tage, und du wirst unter dem Schleyer seine Gebieterin, und ohne Schleyer sein gehorsamstes Liebchen seyn. Komm! — So hab' ich es beschlossen, und davon laß ich nicht ab. (Er umarmt sie.) Du bist mein geworden, und niemand soll dich mir rauben! Meine Frau war mir niemals hinderlich, und wenn sie die Steine glücklich davon bringt, wird sie uns gern verzeihen. — Wie ist dir? Du bist nicht bey dir!

Nichte.

Es ist um mich geschehen! Führen Sie mich, wohin Sie wollen.

Marquis.

Wisse nur, es ist schon alles richtig. Unter einem andern Vorwande habe ich von deinem Kammermädchen nur das Nothwendigste zusammen packen lassen. Es kommt auf wenige Tage an, so sind wir neu und besser als jemals gekleidet. Wir wollen uns nicht mit alter Trödelwaare beschweren.

(Er führt die Nichte ab, die ihm trostlos folgt und nochmals zurück nach der Garderobenthür sieht.)

Achter Auftritt.

Der Ritter.

(der aus dem Kabinet hervorgeht)

Was hab' ich gehört, und in welchen Abgrund von Verrätherey und Nichtswürdigkeit hab' ich hinein geblickt! Niemals konnte ich

diese Menschen achten, mit denen ich leben mußte! Oft waren sie mir verdächtig; aber wenn man sie bey mir solcher verruchten Handlungen wegen angeklagt hätte, ich hätte sie gegen jedermann in Schutz genommen. Nun versteh' ich dich, schöne Verführerin, warum du mich erst morgen früh sehen wolltest! Gewiß war es ihr bekannt, daß der Marquis heute Nacht verreisen solle; aber daß er sie zwingen würde mit ihm zu gehen, dachte sie nicht. Sie glaubte gewiß, seine Neigung zu ihr sey erschöpft, wie ihre Neigung zu ihm. O die Abscheuliche! Diese Unschuld zu heucheln! — Wie ein himmlischer Geist stand sie vor uns, und die reinsten Wesen schienen durch ihren Mund zu sprechen, indeß sie eines Liebhabers überdrüßig, sich nach andern umsieht, und über die Zauberkugel weg nach den betrogenen Männern schielt, die sie als ein himmlisches Wesen anbeten. Wie soll ich das alles

zurecht legen, was ich gehört habe? Was soll ich thun? Der Graf und die Marquise spinnen den unerhörtesten Betrug an. Um ihren ungeheuern Plan durchzuführen, wagen sie es, den Namen einer vortrefflichen Fürstin zu mißbrauchen, ja sogar ihre Gestalt in einem schändlichen Possenspiel nachzuäffen. Früher oder später wird sichs entdecken, und die Sache endige sich wie sie wolle, so muß sie dem Fürsten und der Fürstin höchst unangenehm seyn. Es leidet keinen Aufschub. — Soll ich hingehen und dem betrogenen Domherrn die Augen eröffnen? Noch wäre es möglich ihn zu retten! Das Halsband ist zerstückt; aber noch ist der Marquis hier, man kann sie fest halten, ihnen den Schmuck abnehmen, die Betrüger beschämen und sie in der Stille verjagen. — Gut, ich gehe. — Doch halt! — Das thu ich um des kalten, eigennützigen Weltmannes willen? Er wird mir danken, und

für die Rettung aus der ungeheuren Gefahr, mir seine Protektion versprechen, mir eine ansehnliche Charge zusichern, sobald er sich wieder würde in Gunst gesetzt haben. Diese Erfahrung macht ihn *nicht* klug; er wird dem *ersten* besten Betrüger sich wieder in die Hände geben, sich immer leidenschaftlich, ohne Sinn, Verstand *und* ohne Folge betragen; wird mich als einen Schmarotzer in seinem Hause dulden; wird bekennen, daß er mir Verbindlichkeiten habe, und *ich* werde vergebens auf eine reelle Unterstützung warten, da es ihm, ungeachtet seiner schönen Einnahme, *immer an baarem* Gelde fehlt. — —

(geht nachdenkend auf und nieder.)

Thörichter, beschränkter Mensch! Und du siehst nicht ein, daß sich hier der Weg zu deinem Glücke öffnet, den du so oft vergebens gesucht hast? Mit Recht hat dich heute der Domherr als einen Schüler verlacht, mit Recht der Graf deine Gutmüthigkeit auf eine verruchte

Weise mißbraucht! Du verdientest jene Lektion, da du nicht einmal durch sie klüger geworden bist. — Sie glaubten nicht, dich zu ihrem Verderben zu unterrichten. — Wohl, so soll es seyn! Ich eile zu dem Minister. Er ist eben auf dem Landhause, wohin diese Betrüger zusammen in die Falle gehen. Sie sind keiner Schonung werth! Es ist eine Wohlthat fürs menschliche Geschlecht, wenn sie nach Verdienst gestraft werden, wenn man sie außer Stand setzt, ihre Künste weiter fort zu treiben. Ich eile; der Moment ist entscheidend! Werden sie über der That ergriffen, so ist alles bewiesen. Die Steine, die der Marquis in der Tasche hat, zeugen wider ihn; es hängt von dem Fürsten ab, die Schuldigen zu behandeln wie es ihn recht dünkt, und ich werde mit leeren Versprechungen gewiß nicht hingehalten. Ich sehe mein Glück mit dem Anbruche des Tages hervortreten! Hier ist nicht ein Augenblick zu säumen! Fort! Fort!

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

(Ein Lustgarten. Rechter Hand der Schauspieler eine Laube.)

Der Graf. La Fleur.

La Fleur.

Ich höre noch niemand. Es rührt sich nichts im ganzen Garten. Ich bin recht verlegen. Ich habe doch gewiß recht gehört.

Der Graf

(mit anmaßlicher Bedeutung)

Du hast recht gehört.

La Fleur.

Nun, wenn Sie es selbst wissen, so ist es desto besser; denn Sie können versichert seyn, daß ich immer die Wahrheit sage. Um diese Stunde wollte meine Herrschaft hier in diesem Garten seyn. Ich weiß nicht, was sie vorhaben.

Mit vier Pferden sind sie vor uns weggefahren und ihr Wagen wird an der kleinen Thüre still halten. Ich habe sie deswegen an der andern Seite aussteigen lassen. Ich vermuthe, der Domherr ist auch hierher bestellt.

Graf.

(wie oben) Warte! (er hält seinen kleinen Finger ans Ohr.) Dieser Ring sagt mir, daß du gewissermaßen wahr redest.

La Fleur.

Gewissermaßen?

Graf.

Ja. Das heißt: in so ferne du es selbst wissen kannst. Ich bin nicht allwissend; aber dieser Ring sagt mir immer: ob die Menschen lügen, oder ob sie sich irren.

La Fleur.

Wenn ich Ihnen rathen sollte — doch Sie wissen schon, was das Beste ist.

Graf.

Sprich nur! ich will schon sehn, ob du mir das Beste räthst.

La Fleur.

Ich dächte, wir gingen sachte diese dunkle Allee hinauf und horchten immer im Gehen, ob wir nicht irgend etwas kommen oder lispeln hören.

Graf.

Ganz recht. Geh' nur voraus und horche, ob der Weg sicher ist.

Zweyter Auftritt.

Der Graf allein.

Ich begreif' es nicht — und nach allen Umständen, die dieser Mensch angiebt, ist es höchst wahrscheinlich. Die Marquise bestellt den Domherrn hier heraus; wär' es möglich, daß es ihr gelungen wäre, die Prinzessin zu

gewinnen? was ich immer für ein albernes Unternehmen, was ich für Lüge und Trug hielt. — Wenn ihr das gelingt, was soll dann dem Menschen nicht gelingen!

(Er geht von der linken Seite im Grunde ab.)

Dritter Auftritt.

Der Ritter. Der Oberst der Schweizer-Garde. Sechs Schweizer kommen von der linken Seite aus den vordern Koulissen.

Oberst.

(der zuletzt heraus kommt, nach der Scene)

Hier bleibt versteckt und rührt euch nicht eher, es mag sich zutragen was will, bis ihr Waldhörner hört. In dem Augenblick, da sie stillschweigen, fallt zu und nehmt gefangen, wen ihr im Garten findet. (Zu den Schweizern, die auf dem Theater stehn) Ihr gebt auf das näm-

liche Signal acht. Viere verbergen sich bey der großen Pforte; laßt herein, es komme wer will, aber niemanden hinaus.

Ein Schweizer.

Herein mögen sie kommen, hinaus soll keiner.

Der Oberst.

Und wer hinaus will, den haltet fest.

Schweizer.

Wir wollen schon wacker anfassen.

Oberst.

Und wenn die Waldhörner schweigen, so bringt hierher, wen ihr etwa angehalten habt. Zwey aber halten die Pforte besetzt.

Schweizer.

Ja, Herr Obrist. Ich und mein Kamrad bringen euch die Gefangenen, und der Michel und der Dusle bleiben bey der Pforte, das nicht etwa ein anderer hinaus schlupfet.

Oberst.

Geht nur, Kinder, geht, so ists recht!

(Die vier Schweizer gehn ab.)

Oberst.

Ihr beyde tretet etwa zehn Schritte von hier ins Gebüsch; das übrige wißt ihr.

Schweizer.

Gut.

Oberst.

So, Ritter, wären unsre Posten alle besetzt. Ich zweifle, daß uns einer entgeht. Wenn ich sagen soll, so glaub' ich, wir werden hier auf diesem Platze den besten Fang thun.

Ritter.

Wie so, Herr Oberst?

Oberst.

Da von Liebeshändeln die Rede ist, so werden sie dieses Plätzchen gewiß aussuchen. In dem übrigen Garten sind die Alleen zu gerade,

die Plätze zu licht; dieses Buschwerk, diese Lauben sind für die Schalkheiten der Liebe dicht genug zusammen gewachsen.

Ritter.

Ich bin recht in Sorgen, bis alles vorüber ist.

Oberst.

Unter solchen Umständen sollt' es einem Soldaten erst recht wohl werden.

Ritter.

Ich wollte als Soldat lieber an einem gefährlichen Posten stehn. Sie werden mir es nicht verdenken, daß es mir bang' um das Schicksal dieser Menschen ist, wenn sie gleich nichtswürdig genug sind, und meine Absicht ganz löblich war.

Oberst.

Seyn Sie ruhig! Ich habe Befehl vom Fürsten und vom Minister, die Sache in der

Kürze abzuthun; man verläßt sich auf mich. Und der Fürst hat sehr recht. Denn wenn es Händel giebt, wenn die Geschichte Aufsehn macht, so denken doch die Menschen von der Sache was sie wollen, und es ist also immer besser, man thut sie im Stillen ab. Desto größer wird auch Ihr Verdienst, lieber junger Mann, das gewiß nicht unbelohnt bleiben wird. Mich dünkt, ich höre was; lassen Sie uns bey Seite treten.

Vierter Auftritt.

Die Marquise. Der Marquis. Die Nichte.

Die Marquise.

(zum Marquis, der nur eben heraus tritt)

Bleiben Sie nur immer in diesem Gebüsch und halten Sie sich still. Ich trete gleich wieder zu Ihnen.

Der Marquis.

(tritt zurück.)

Marquise.

Hier, liebes Kind, ist die Laube, hier ist die Rose; das Uebrige wissen Sie.

Nichte.

O liebste Tante, verlassen Sie mich nicht! Handeln Sie menschlich mit mir; bedenken Sie, was ich Ihnen zu Liebe thue, was ich Ihnen zu Gefallen wage!

Marquise.

Wir sind bey Ihnen, mein Kind; nur Muth! Es ist keine Gefahr, in fünf Minuten ist alles vorüber.

(Die Marquise tritt ab.)

Nichte allein.

O Gott, was hilft es, daß eine tiefe Nacht die Schuld bedeckt? Der Tag bewillkommt eine jede gute That, die im Stillen geschah,

und zeigt ein ernstes fürchterliches Gesicht dem Verbrecher.

Fünfter Auftritt.

Die Nichte. Der Domherr.

Die Nichte

(setzt sich in die Laube und hält die Rose in der Hand.)

Der Domherr.

(der von der entgegengesetzten Seite aus dem Grunde des Theaters hervorkommt)

Eine tiefe Stille weissagt mir meine nahe Glückseligkeit. Ich vernehme keinen Laut in diesen Gärten, die sonst durch die Gunst des Fürsten allen Spatziergängern offen stehn und bey schönen Abenden oft von einem einsamen unglücklich Liebenden, öfter von einem glücklichen frohen Paar besucht werden. O ich danke dir, himmlisches Licht, daß du dich heute in einen stillen Schleyer hüllteſt! Du erfreuest mich, rauher Wind, du drohende trübe Regen-

wolke, daß ihr die leichtsinnigen Gesellschaften verscheuchet, die in diesen Gängen oft umsonst hin und wieder schwärmen, die Lauben mit Gelächter füllen, und ohne eigenen Genuß andere an den süßesten Vergnügungen stöhren. O ihr schönen Bäume, wie scheint ihr mir seit den wenigen Sommern gewachsen, seit mich der traurige Bann von euch entfernte! Ich seh' euch nun wieder, seh' euch mit den schönsten Hoffnungen wieder, und meine Träume, die mich einst in euern jungen Schatten beschäftigten, werden nunmehr erfüllt. Ich bin der Glücklichste von allen Sterblichen.

Marquise.

(die leise zu ihm tritt)

Sind Sie es, Domherr? Nähern Sie sich, nähern Sie sich Ihrem Glück! Sehn Sie dort in der Laube?

Domherr.

O ich bin auf dem Gipfel der Seligkeit!

Die Marquise
(tritt zurück.)

Der Domherr
(tritt an die Laube und wirft sich der Nichte zu Füßen)

Anbetungswürdige Sterbliche, erste der Frauen! Lassen Sie mich zu Ihren Füßen verstummen, lassen Sie mich auf dieser Hand meinen Dank, mein Leben aushauchen.

Nichte.

Mein Herr —

Domherr.

Oefnen Sie mir nicht Ihre Lippen, Göttliche! es ist an Ihrer Gegenwart genug. Verschwinden Sie mir wieder, ich habe Jahre lang an diesem glücklichen Augenblicke zu genießen. Die Welt ist voll von Ihrer Vortrefflichkeit; Ihre Schönheit, Ihr Verstand, Ihre Tugend entzückt alle Menschen. Sie sind wie eine Gottheit, niemand naht sich ihr, als um sie anzubeten, als um das Unmögliche von

ihr zu bitten. Und so bin ich auch hier, meine Fürstin —

Nichte.

O stehn Sie auf, mein Herr —

Domherr.

Unterbrechen Sie mich nicht. So bin ich auch hier, aber nicht um zu bitten, sondern um zu danken, für das göttliche Wunder zu danken, womit Sie mein Leben retteten.

Nichte.

(indem sie aufsteht)

Es ist genug!

Domherr.

(knieend und sie zurückhaltend)

Ja wohl der Worte genug, der Worte schon zu viel! Vergeben Sie! Die Götter selbst verzeihen, wenn wir mit Worten umständlich bitten, wenn sie unsre Bedürfnisse, unsre Wünsche lange schon kennen. Vergeben Sie meinen Worten! Was hat der arme Mensch bes-

fers als Worte, wenn er das hingeben möchte, was ihm ganz zugehört. Sie geben den Menschen viel, erhabene Fürstin, kein Tag, der nicht durch Wohlthaten ausgezeichnet wäre; aber ich darf mir in diesem glücklichen Augenblicke sagen, daß ich der Einzige bin, der Ihre Huld in diesem Grade erfährt, der sich sagen kann: «sie bezeigt dir Vergebung auf eine Weise, die dich höher erhebt, als du jemals tief fallen konntest.» Sie kündigt dir ihre Gnade an, auf eine Art, die dir ein ewiges Pfand dieser Gesinnungen ist; sie macht dein Glück, sie befestigts, sie verewigts, alles in einem Augenblick.

Die Nichte

(macht eine Bewegung vorwärts, die den Domherrn nöthigt aufzustehn.)

Entfernen Sie sich, man kommt! Wir sehn uns wieder.

(Sie hat ihm, indem er aufstand, die Hand gereicht und läßt ihm, da sie sich zurückzieht, die Rose in den Händen.)

Domherr.

Ja nun will ich eilen, ich will scheiden, will dem brennenden Verlangen widerstehn, das mich zur größten Verwegenheit treibt.

(Er naht sich ihr mit Heftigkeit und tritt gleich wieder zurück.)

Nein, befürchten Sie nichts! Ich gehe, aber lassen Sie mich es aussprechen, denn es hängt doch nur mein künftiges Leben von Ihren Winken ab. Ich darf alles bekennen, weil ich Macht genug über mich selbst habe, diesem glücklichen Augenblick hier gleichsam zu trotzen. Verbannen Sie mich auf ewig von Ihrem Angesicht, wenn Sie mir die Hoffnung nehmen, jemals in diesen Armen von allen verdienten und unverdienten Qualen auszuruhn. Sagen Sie ein Wort. (Sie bey der Hand fassend.)

Nichte.

(ihm die Hände drückend)

Alles, alles, nur jetzt verlassen Sie mich.

Domherr.

(auf ihren Händen ruhend)

Sie machen mich zum glücklichsten Menschen, gebieten Sie unumschränkt über mich.

(Es lassen sich in der Ferne zwey Waldhörner hören, die eine höchst angenehme Kadenz mit einander ausführen. Der Domherr ruht indessen auf den Händen der Nichte.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Die Marquise. Der Marquis, hernach der Oberste der Schweizer-Garde. Schweizer.

Marquise.

(zwischen die beyden hinein tretend)

Eilen Sie, mein Freund, entfernen Sie sich; ich habe ein Geräusch gehört, Sie sind keinen Augenblick sicher. Man könnte die Prinzessin im Schlosse vermissen; eilen Sie, wir müssen weg.

Domherr.

(sich losreissend.)

Ich muß, ich will hinweg. Leben Sie wohl, lassen Sie mich keine Ewigkeit schmachten.

(Er geht sachte nach der linken Seite des Grundes.)

Marquise.

Nun folgen Sie mir, Nichte. Leben Sie wohl, Marquis, machen Sie Ihre Sachen gut, Sie sollen Ihre Frau — Ihre Freundin bald wieder sehn. Umarmen Sie ihn zum Abschied, Nichte.

Der Marquis

(umarmt die Nichte und zieht sie auf seine Seite herüber.)

Hierher, schönes Kind, kommen Sie mit mir, vor jener Thüre steht mein Wagen.

Die Nichte.

(zaudernd)

O Gott, was will das werden!

Marquise.

(nach der Nichte greifend)

Was heißt das, Marquis? Sind Sie toll?

Marquis.

Machen Sie keinen Lärm; das Mädchen ist mein. Lassen Sie mir dieses Geschöpf, in das ich rasend verliebt bin, und ich verspreche Ihnen dagegen, alles treulich auszurichten, was Sie mir aufgetragen haben. Ich gehe nach England, besorge Ihre Geschäfte, wir erwarten Sie dort und wollen Sie wohl und redlich empfangen; aber lassen Sie mir das Mädchen.

Marquise.

Es ist nicht möglich! Folgen Sie mir, Nichte. Was sagen Sie zu der Verwegenheit meines Mannes? Reden Sie! Sind Sie mit ihm einverstanden?

Nichte. (zaudernd)

Meine Tante —

Marquis.

(sie fortziehend)

Gestehn Sie es ihr, keine Verstellung! Es ist abgeredet! Kommen Sie! Keinen Widerstand, oder ich mache Lärm, und bin in diesem Augenblicke meiner Verzweiflung fähig, uns alle zu verrathen.

Marquise.

Entsetzlich! Entsetzlich! Ich bin zu Grunde gerichtet.

(Die Waldhörner schweigen auf einmal, nachdem sie ein lebhaftes Stück geblasen.)

Der Oberste.

(der den Domherrn zurück bringt und dem zwey Schweizer folgen.)

Hierher, mein Herr, hierher.

Domherr.

Was unterstehn Sie sich? Dieser Spatziergang ist einem jeden frey gegeben.

Oberster.

Jedem Spatziergänger, nicht dem Verbrecher! Sie entkommen nicht; geben Sie sich gutwillig.

Domherr.

Glauben Sie, daß ich unbewaffnet bin?

(Er greift in die Tasche und zieht ein Terzerol hervor.)

Oberster.

Stecken Sie Ihr Terzerol ein. Sie können nach mir schießen; aus dem Garten kommen Sie nicht. Alle Zugänge sind besetzt. Es kommt niemand hinaus. Ergeben Sie sich in das Schicksal, dem Sie muthwillig entgegen rannten.

Marquise.

(die indessen aufmerksam geworden ist und gehorcht hat)

Welch ein neuer, unerwarteter Auftritt! Kommt auf diese Seite. Wenn wir nicht einig sind, gehn wir mit einander zu Grunde.

(Die Marquise, der Marquis, die Nichte wollen sich auf die Seite zurückziehn, wo sie herein gekommen sind; es treten ihnen zwey Schweizer in den Weg.)

Marquise.

Wir sind zu Grunde gerichtet!

Marquis.

Wir sind verrathen!

Nichte.

Ich bin verlohren!

Domherr.

(der in diesem Augenblick neben die Nichte zu stehen kommt.)

O Gott!

Oberster.

Niemand gehe von der Stelle! Sie sind alle meine Gefangene.

Domherr.

(auf die Nichte deutend)

Auch diese?

Oberster.

Gewiß!

Domherr.

Mein Unglück ist so groß, daß ich es in diesem Augenblick nicht überdenken kann.

Oberster.

Nicht so groß, als Ihre Unbesonnenheit!

Domherr.

Ich will jedem Vorwurf ertragen, alles, was mir eine beleidigte Gerechtigkeit von Strafen auferlegen kann; ich folge Ihnen, schleppen Sie mich in einen Kerker, wenn es Ihnen befohlen ist: nur verehren Sie dies überirdische Wesen! Verbergen Sie, was Sie gesehen haben, läugnen Sie, erfinden Sie. Sie thun dem Fürsten einen größern Dienst, als mit der traurigen, schrecklichen Wahrheit, daß seine Tochter, seine einzig geliebte Tochter —

Oberster.

Ich kenne meine Pflicht. Ich sehe hier nur meine Gefangene; ich kenne nur meine Ordre und werde sie vollziehn.

Marquise.

Wohin?

Marquis.

O warum mußt ich mit hieher kommen!

Nichte.

Meine Furcht war gegründet!

Domherr.

So bin ich denn der unglücklichste aller Menschen! Was hat man im Sinn? Ists möglich! Was kann der Fürst gegen das Liebste beginnen, das er auf der Welt hat? Meine Gebieterin — meine Freunde — ich bins, der euch unglücklich macht! O warum mußt ich leben? warum so lieben? warum verfolgt' ich nicht den Gedanken, der mir mehr als einmal

einkam, in einem fremden Lande meine Zärtlichkeit, meine Ehrbegier an andern Gegenständen abzustumpfen? Warum floh ich nicht? Ach, warum ward ich immer wieder zurück gezogen? Ich möchte euch Vorwürfe machen, ich möchte mich schelten, mich hassen; und doch, wenn ich mich in diesem Augenblicke ansehe, so kann ich nicht wünschen, daß es anders seyn möge. Ich bin immer noch der Glücklichste mitten im Unglück!

Oberster.

Endigen Sie, mein Herr; denn es ist Zeit, und hören Sie mich an.

Domherr.

Ja, ich will; aber zuerst entlassen Sie unsre Gebieterin. Wie? sie sollte hier in Nacht und Thau stehn, und das Urtheil eines Unglücklichen anhören, an dem sie Theil nimmt? Nein, sie kehre zurück in ihre Zimmer, sie

bleibe nicht länger den Augen dieser Knechte ausgesetzt, die sich über ihre Beschämung freuen! Eilen Sie, eilen Sie, meine Fürstinn! wer kann sich Ihnen widersetzen? Und dieser Mann, der mich gefangen halten darf, diese Kolossen, die mir ihre Hellebarden entgegen setzen, sind Ihre Diener. Gehn Sie, leben Sie wohl. Wer will Sie aufhalten? Aber vergessen Sie nicht eines Mannes, der endlich zu Ihren Füßen liegen konnte, der endlich Ihnen betheuern durfte, daß Sie ihm alles in der Welt sind. Sehn Sie noch einen Augenblick auf seine Qual, auf seine Wehmuth, und dann überlassen Sie ihn dem grausamen Schicksal, das sich gegen ihn verschworen hat.

(Er wirft sich der Nichte zu Füßen, die sich auf die Marquise lehnt. Der Marquis steht dabey in einer verlegenen Stellung, und sie machen auf der rechten Seite des Theaters eine schöne Gruppe, in welcher die zwey Schweizer nicht zu vergessen sind. Der Oberste und zwey Schweizer stehn an der linken Seite.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf.

Der Graf.

(den zwey Schweizer mit den umgekehrten Hellebarden vor sich hertreiben)

Ich sag' euch, daß ihr eure Grobheit Zeitlebens zu büßen haben werdet! Mir so zu begegnen! Dem Größten aller Sterblichen! Wißt, ich bin Conte di Rostro, di Rostro impudente, ein ehrsamer, überall verehrter Fremder, ein Meister aller geheimen Wissenschaften, ein Herr über die Geister —

Schweizer.

Bring' Er das unserm Obersten vor, der versteht das Wälsche, sieht Er; und wenn Er nicht geradezu geht, so werden wir ihn rechts und links in die Rippen stoßen und Ihm den Weg weisen, wie's uns befohlen ist.

Graf.

Habt ihr Leute denn gar keine Vernunft?

Schweizer.

Die hat der, der uns kommandirt. Ich sags Ihm, geh Er geradezu, ganz gerade dahin, da steht unser Oberster.

Graf.

(gebieterisch)

Wagt es nicht mich anzurühren!

Domherr.

(der auf die Stimme des Grafen zu sich kommt und auffährt.)

Ja, da erwartete ich dich, großer Cophta, würdigster Meister, erhabenster unter allen Sterblichen! So ließest du deinen Sohn fallen, um ihn durch ein Wunder wieder zu erheben. Wir sind dir alle auf ewig verpflichtet. Ich brauche dir nicht zu gestehen, daß ich dieses Abenteuer hinter deinem Rücken unternahm. Du weißt, was geschehen ist, du weißt, wie unglücklich es ablief; sonst wärst du nicht gekommen. In dieser einzigen Er-

scheinung, großer Cophta, verbindest du mehr edle Seelen, als du vielleicht auf deiner langen Wallfahrt auf Erden beysammen gesehen hast. Hier steht ein Freund vor dir, vor wenig Augenblicken der glücklichste, jetzt der unglücklichste aller Menschen. Hier eine Dame, des schönsten Glücks werth. Hier Freunde, die das Mögliche und Unmögliche zu wirken mit der lebhaftesten Theilnahme versuchten. Es ist was Unglaubliches geschehen. Wir sind hier beysammen und wir leiden nur aus Mißtrauen gegen dich. Hättest du die Zusammenkunft geführt, hätte deine Weisheit, deine Macht die Umstände gefügt —

(einen Augenblick nachdenkend und mit Entschlossenheit fortfahrend)

Nein, ich will nichts sagen, nichts wünschen: dann wäre alles gegangen, wie es abgeredet war; du hättest nicht Gelegenheit gehabt, dich in deinem Glanze sehen zu lassen, gleich-

sam als ein Gott aus einer Maschine herunter zu steigen und unsre Verlegenheit zu endigen.

(Er naht sich ihm vertraulich und lächelnd.)

Was beschließen Sie, mein Freund? Sehn Sie, schon stehn unsre Wächter wie betäubt: nur ein Wort von Ihnen, so fallen sie in einen Schlummer, in dem sie alles vergessen, was geschah, und wir begeben uns inzwischen glücklich hinweg. Geschwind, mein Freund, drücken Sie mich an Ihre Brust, verzeihen Sie mir und retten Sie mich.

Graf.

(gravitätisch ihn umarmend)

Ich verzeihe dir!

(zu dem Obersten:)

Wir werden zusammen sogleich von hier wegfahren.

Obrister. (lächelnd)

O ja! recht gern!

Domherr.

Welch ein Wunder!

Marquise.

(zum Marquis)

Was soll das heißen? Wenn der uns noch rettete!

Marquis.

Ich fange an zu glauben, daß er ein Hexenmeister ist.

Oberster.

Ich brauche diese Reden nicht weiter anzuhören; ich weiß nur schon zu klar, mit wem und was ich zu thun habe.

(Gegen die Scene gekehrt)

Treten Sie nur auch herein, junger Mann, Sie haben mich lange genug allein gelassen.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Der Ritter.

Ritter.

Ja, hier bin ich, die Abscheulichen zu beschämen und die Thoren zu bedauern!

Die Uebrigen
(außer dem Obersten)

Was soll das heißen? Der Ritter! Entsetzlich! Es ist nicht möglich!

Ritter.

Ja, ich bin hier, um gegen euch alle zu zeugen.

Nichte.

Daran bin ich allein Schuld!

Domherr.

Was soll das heißen? Ich werde wahnsinnig!

Oberster.

Sie kennen also diesen Mann? Hier geht alles natürlich zu, außer daß dieser in solcher Gesellschaft ehrlich geblieben ist. Er hat eure Schelmereyen beobachtet, er hat sie dem Fürsten entdeckt, und ich habe den Auftrag, zu untersuchen und zu strafen. (Zum Domherrn) Zuförderst also, damit Sie einsehen, auf welchem Wege man Sie bisher geführt, von wem Sie geführt worden, wie sehr Sie betrogen sind; so erkennen Sie doch endlich das Phantom, womit man diesen Abend unsre Fürstin gelästert hat.

(Er hebt der Nichte den Schleyer vom Gesicht.)

Domherr.

(erkennt sie und drückt pantomimisch sein Entsetzen aus.)

Ritter.

Wie die Fürstin, so die Geister! — Solchen Menschen vertrauten Sie!

Domherr.

Auch Ihnen vertraut' ich, und Sie, merk' ich, haben mich zu Grunde gerichtet.

Oberster.

Diese Nichtswürdigen haben sich Ihrer Schwäche bedient, und Sie zu den strafwürdigsten Unternehmungen angefeuert. Was können Sie erwarten?

Domherr.

Herr Oberst —

Oberst.

Beruhigen Sie sich! Und erfahren Sie zuförderst, daß der Fürst edel genug denkt, um auch diesmal Ihren Leichtsinn, Ihren Frevel mit Gelindigkeit zu bestrafen. Was sag' ich, bestrafen? Er will vielmehr den zweyten Versuch machen, ob es möglich sey, Sie zu bessern, Sie der großen Ahnherren würdig zu machen, von denen Sie abstammen. Ihre Ent-

fernung vom Hofe, die nun zwey Jahre dauert, hat Ihnen wenig genutzt. Ich kündige Ihnen an, daß Sie frey sind, aber nur mit der Bedingung, daß Sie binnen acht Tagen das Land verlassen, unter dem Vorwande, als wenn Sie eine große Reise zu thun Willens wären. Mit Ihrem Oheim, den der Fürst besonders schätzt, dem er vertraut, wird alles abgeredet und eingerichtet werden. Sie können frey in Ihrem Wagen zurückkehren, wenn Sie nur erst unterrichtet sind, wie es mit dem gefährlichen Juwelenhandel aussieht, in den Sie sich eingelassen haben.

Domherr.

Was muß ich erfahren! Was muß ich erleben!

Oberst.

(zu dem Marquis)

Geben Sie zuförderst die Juwelen heraus, die Sie in der Tasche haben.

Marquis.

Die Juwelen? Ich weiß von keinen!

Ein Schweizer.

Er hat da was erst in den Busch geworfen. Es muß nicht weit liegen.

(Man sucht und bringt das Kästchen hervor, das man dem Obersten überreicht.)

Oberst.

Läugnet nicht weiter! Es ist alles am Tage. (zur Marquise) Wo sind die übrigen Steine? Gestehn Sie nur! Sie kommen nicht wieder nach Hause, und zu Hause bey Ihnen ist in diesem Augenblicke alles versiegelt. Verdienen Sie die Gelindigkeit, mit der man Sie zu behandeln gedenkt.

Marquise.

Hier sind sie. (Das Schmuckkästchen hervorbringend) So dacht' ich sie nicht los zu werden.

Oberst.

(zum Domherrn)

Man wird diese Juwelen den Hofjuwelieren wieder zustellen, und Ihre Verbindlichkeit dagegen einlösen. Die falsche Unterschrift der Prinzessin werden Sie dagegen zurück lassen. Ich halte Sie nicht weiter auf, Sie können gehen.

Domherr.

Ja, ich gehe. Sie haben mich beschämt gesehn; aber glauben Sie nicht, daß ich erniedrigt bin. Meine Geburt giebt mir ein Recht auf die ersten Bedienungen im Staate; diese Vorzüge kann mir niemand nehmen, und noch weniger wird man mir die Leidenschaft aus dem Herzen reissen, die ich für meine Fürstin empfinde. Sagen Sie es ihr, wie glücklich mich dieses Phantom gemacht hat. Sagen Sie ihr, daß alle Demüthigungen nichts gegen den Schmerz sind, mich noch weiter von ihr

entfernen zu müssen; in ein Land zu gehen, wo ich sie nicht mehr auch nur im Vorüberfahren erblicken werde: aber ihr Bild und die Hoffnung werden nie aus meinem Herzen kommen, so lange ich lebe. Sagen Sie ihr das. Euch Uebrige verachte ich. Ihr waret geschäftig um meine Leidenschaft, wie Käfer um einen blühenden Baum; die Blätter konntet ihr verzehren, daß ich mitten im Sommer wie ein dürres Reis dastehe; aber die Aeste, die Wurzeln mußtet ihr unangetastet lassen. Schwärmt hin, wo ihr wieder Nahrung findet!

(Der Domherr geht ab.)

Oberster.

Die Uebrigen werden unter guter Bedeckung ganz in der Stille auf eine Grenz-Vestung gebracht, bis man hinlänglich untersucht hat, ob ihre Schelmstreiche nicht vielleicht noch weiter um sich gegriffen haben. Findet sichs, daß sie in weiter keine Händel verwickelt sind, so wird

man sie in der Stille des Landes verweisen und so von diesem betrügerischen Volke sich befreyen. Es sind eben vier, ein Wagen voll. Fort mit Ihnen! man begleite sie bis an das große Thor, wo ein Fuhrwerk steht, und übergebe sie dort den Dragonern.

Nichte.

Wenn ein unglückliches Mädchen von einem strengen Urtheilsspruch noch auf Gnade sich berufen darf, so hören Sie mich an. Ich unterziehe mich jeder Strafe, nur trennen Sie mich von diesen Menschen, die meine Verwandte sind, sich meine Freunde nannten und mich in das tiefste Elend gestürzt haben. Verwahren Sie mich, entfernen Sie mich; nur haben Sie Barmherzigkeit, bringen Sie mich in ein Kloster.

Ritter.

Was höre ich?

Oberst.

Ist es Ihr Ernst?

Nichte.

O hätte dieser Mann geglaubt, daß meine Gesinnungen aufrichtig seyen, so wären wir alle nicht, wo wir sind. Ritter, Sie haben nicht edel gehandelt. Durch meine Unvorsichtigkeit, durch einen Zufall haben Sie das Geheimniß erfahren. Wären Sie der Mann gewesen, für den ich Sie hielt, Sie hätten diesen Gebrauch nicht davon gemacht, Sie hätten den Domherrn unterrichten, die Juwelen beyschaffen und ein Mädchen retten können, das nun unwiederbringlich verlohren ist. Es ist wahr, man wird Sie für diesen Dienst belohnen, unser Unglück wird ein Capital seyn, von dem Sie große Renten ziehen. Ich verlange nicht, daß Sie im Genuß der fürstlichen Gunst, der einträglichen Stellen, in deren Besitz Sie

sich bald befinden werden, an die Thränen eines armen Mädchens denken sollen, deren Zutraulichkeit Ihnen Gelegenheit gab zu horchen. Aber brauchen Sie jetzt, da Sie ein bedeutender Mann bey Hofe sind, Ihren Einfluß, das zu bewirken, warum ich Sie bat, da Sie noch nichts hatten, wenigstens zeigten, als Gesinnungen, die ich ehren mußte. Erlangen Sie von diesem ernsthaften würdigen Manne nur, daß ich nicht mit dieser Gesellschaft weggebracht werde; daß meine Jugend in einem fremden Lande nicht größern Erniedrigungen ausgesetzt werde, als ich in diesem leider schon dulden mußte.

(Zum Obersten:)

Ich bitte, ich beschwöre Sie, mein Herr, wenn Sie eine Tochter haben, an der Sie Freude zu erleben wünschen, so schicken Sie mich fort; aber allein. Verwahren Sie mich; aber verbannen Sie mich nicht.

Oberst.

Sie rührt mich!

Ritter.

Ist es Ihr Ernst?

Nichte.

O hätten Sie es früher geglaubt!

Oberst.

Ich kann Ihren Wunsch erfüllen; ich gehe in nichts von meiner Instruction ab.

Nichte.

Ja, Sie erfüllen ganz Ihre Instruction, wenn die Absicht ist, wie es scheint, diesen verwegenen Handel im Stillen beyzulegen. Verbannen Sie mich nicht, schicken Sie mich in kein fremdes Land; denn die Neugierde wird rege werden. Man wird die Geschichte erzählen, man wird sie wiederhohlen. Man wird fragen: «wie sieht das abenteuerliche Mädchen aus? Sie soll, sie muß der Prinzessin glei-

chen, sonst hätte die Fabel nicht können erfunden, nicht gespielt werden. Wo ist sie? Man muß sie sehen, man muß sie kennen.» O Ritter, wenn ich ein Geschöpf war, wie Sie dachten, so wäre der gegenwärtige Fall für mich erwünscht genug, und ich brauchte keine Ausstattung weiter, um in der Welt mein Glück zu machen.

Oberst.

Hiermit sey es genug! Begleitet jene Drey an den Wagen; der Officier, dem ihr sie übergebt, weiß schon das weitere.

Marquis.

(leise zur Marquise)

Es ist nur von Verbannung die Rede. Wir wollen demüthig abziehn, um das Uebel nicht ärger zu machen.

Marquise.

Wuth und Verdruß kochen mir im Herzen;

nur die Furcht vor einem größern Uebel hält mich ab, ihr Luft zu machen.

Oberst.

Nur fort!

Marquise.

Bedenken Sie, Herr Oberst, und lassen Sie den Fürsten bedenken, welches Blut in meinen Adern fließt, daß ich ihm verwandt bin und daß er seine eigne Ehre verletzt, wenn er mich erniedrigt!

Oberst.

Das hätten Sie bedenken sollen! — Gehen Sie! Schon hat man diese noch lange nicht erwiesene Verwandtschaft zu Ihrem Vortheil mit in Auschlag gebracht.

Graf.

Mein Herr, Sie vermischen mit diesem Gesindel einen Mann, der gewohnt ist, überall ehrenvoll behandelt zu werden.

Oberst.

Gehorchen Sie!

Graf.

Es ist mir unmöglich!

Oberst.

So wird man Sie's lehren.

Graf.

Ein Reisender, der überall, wo er hinkommt, Wohlthaten verbreitet.

Oberst.

Es wird sich zeigen.

Graf.

Dem man wie einem Schutzgeist Tempel bauen sollte.

Oberst.

Es wird sich finden.

Graf.

Der sich als Groß-Cophta legitimirt hat.

Oberst.

Wodurch?

Graf.

Durch Wunder.

Oberst.

Wiederhohlen Sie eins und das andre, rufen Sie Ihre Geister herbey, lassen Sie sich befreyen.

Graf.

Ich achte euch nicht genug, um meine Macht vor euch sehen zu lassen.

Oberst.

Groß gedacht! So unterwerfen Sie sich dem Befehl.

Graf.

Ich thue es, meine Langmuth zu zeigen; aber bald werde ich mich offenbaren. Ich werde Ihrem Fürsten solche Geheimnisse melden, daß er mich im Triumphe zurückhohlen soll, und Sie werden vor dem Wagen voran reiten, in dem der Groß-Cophta verherrlicht zurückkehren wird.

Oberst.

Das wird sich alles finden, nur heute kann ich Sie unmöglich begleiten. Fort mit ihnen.

Schweizer.

Fort, sagt der Oberste, und wenn ihr nicht geht, so werdet ihr unsre Hellebarden fühlen.

Graf.

Ihr Elenden, ihr werdet bald vor mir ins Gewehr treten.

Die Schweizer

(schlagen auf ihn los.)

Will Er das letzte Wort haben?

(Die Schweizer mit den drey Personen ab.)

Oberst.

(zur Nichte)

Und Sie sollen noch heute Nacht in das Frauenkloster, das keine Viertelstunde von hier liegt. Wenn es Ihr Ernst ist sich von der Welt zu scheiden, so sollen Sie Gelegenheit finden.

Nichte.

Es ist mein völliger Ernst. Ich habe keine Hoffnung mehr auf dieser Welt. (zum Ritter) Aber das muß ich Ihnen noch sagen, daß ich meine erste, lebhafte Neigung mit in die Einsamkeit nehme — die Neigung zu Ihnen.

Ritter.

Sagen Sie das nicht, strafen Sie mich nicht so hart. Jedes Ihrer Worte verwundet mich tief. Ihr Zustand ist gegen den meinigen zu beneiden. Sie können sagen: «man hat mich unglücklich gemacht;» und welchen unerträglichen Schmerz muß ich empfinden, wenn ich mir sage: «auch dich zählt sie unter die Menschen, die zu ihrem Verderben mitwirkten.» O vergeben Sie mir! vergeben Sie einer Leidenschaft, die, durch einen unglückseligen Zufall mit sich selbst uneins, das verletzte, was ihr noch vor wenig Augenblicken

das liebste, das wertheste auf der Welt war. Wir sollen uns trennen! Unaussprechlich ist die Qual, die ich in diesem Zustand' empfinde. Erkennen Sie meine Liebe und bedauren Sie mich. O daß ich nicht meiner Empfindung folgte und nach der zufälligen Entdeckung gleich zum Domherrn eilte! Ich hätte mir einen Freund, eine Geliebte erworben, und ich hätte mein Glück mit Freuden genießen können. Es ist alles verlohren.

Oberst.

Fassen Sie sich!

Nichte.

Leben Sie wohl! Diese letzten tröstlichen Worte werden mir immer gegenwärtig bleiben. (zum Oberst) Ich sehe an Ihren Augen, daß ich scheiden soll. Möge Ihre Menschlichkeit belohnt werden!

(Sie geht mit der Wache ab.)

Oberst.

Das arme Geschöpf dauert mich! Kommen Sie, alles ist gut gegangen. Ihre Belohnung wird nicht ausbleiben.

Ritter.

Sie mag seyn, welche sie will, so fürstlich als ich sie erwarten darf; ich werde nichts genießen können, denn ich habe nicht recht gehandelt. Mir bleibt nur Ein Wunsch und Eine Hoffnung, das gute Mädchen aufzurichten und sie sich selbst und der Welt wieder zu geben.

Des

Joseph Balsamo, genannt Cagliostro, Stammbaum.

Mit einigen Nachrichten

von

seiner in Palermo noch lebenden Familie.

246

Als ich mich im Jahr 1787 zu Palermo befand, hörte ich an einem öffentlichen Tische manches über Cagliostro, dessen Herkunft und Schicksale reden. Die Palermitaner waren darin einig: daß ein gewisser Joseph Balsamo in ihrer Stadt gebohren, wegen mancherley schlechter Streiche berüchtigt, und verbannt sey. Ob aber dieser mit dem Grafen Cagliostro nur eine Person sey? darüber waren die Meynungen getheilt. Einige, die ihn ehemals gesehen hatten, wollten seine Gestalt in jenem Kupferstiche wieder finden, der bey uns bekannt genug ist und auch nach Palermo gekommen war.

Unter solchen Gesprächen berief sich einer der Gäste auf die Bemühungen, welche ein palermitanischer Rechtsgelehrter übernommen, diese Sache ins Klare zu bringen. Er war durch das französische Ministerium veranlaßt worden, dem Herkommen eines Mannes nachzuspüren, welcher die Frechheit gehabt hatte, vor dem Angesichte Frankreichs, ja man darf wohl sagen, der Welt, bey einem wichtigen und gefährlichen Prozesse die albernsten Mährchen vorzubringen.

Es habe dieser Rechtsgelehrte, erzählte man, den Stammbaum des Joseph Balsamo aufgestellt und ein erläuterndes Memoire mit beglaubigten Beylagen nach Frankreich abgeschickt, wo man wahrscheinlich davon öffentlichen Gebrauch machen werde.

Ich äußerte den Wunsch, diesen Rechtsgelehrten, von welchem außerdem viel Gutes gesprochen wurde, kennen zu lernen, und der

Erzähler erbot sich, mich bey ihm anzumelden und zu ihm zu führen.

Nach einigen Tagen gingen wir hin, und fanden ihn mit seinen Clienten beschäftigt. Als er diese abgefertigt und wir das Frühstück genommen hatten, brachte er ein Manuscript hervor, welches den Stammbaum Cagliostro's, die zu dessen Begründung nöthigen Documente in Abschrift und das Concept eines Memoire enthielt, das nach Frankreich abgegangen war.

Er legte mir den Stammbaum vor, wie man ihn auf der beygefügten Tafel gezeichnet findet, und gab mir die nöthigen Erklärungen darüber, wovon ich hier so viel anführe, als zu leichterer Uebersicht desselben nöthig ist.

Joseph Balsamo's Urgroßvater mütterlicher Seite war Mattheus Martello. Der Geburtsname seiner Urgroßmutter ist unbekannt. Aus dieser Ehe entsprangen zwey Töchter, eine Namens Maria, die an Joseph Bracconeri

verheirathet und Großmutter Joseph Balsamo's ward. Eine andere, Namens Vincenza, verheirathete sich an Joseph Cagliostro, der von einem kleinen Ort La Noara, acht Meilen von Messina, gebürtig war. Ich bemerke hier, daß zu Messina noch zwey Glockengießer dieses Namens leben. Diese Großtante war in der Folge Pathe bey Joseph Balsamo; er erhielt den Taufnamen ihres Mannes, und nahm endlich auswärts auch den Zunamen Cagliostro von seinem Großonkel an.

Die Eheleute Bracconeri hatten drey Kinder, Felicitas, Mattheus und Antonia.

Felicitas ward an Peter Balsamo verheirathet, den Sohn eines Bandhändlers in Palermo, Antonin Balsamo, der vermuthlich von jüdischem Geschlecht abstammte. Peter Balsamo, der Vater des berüchtigten Josephs, machte Bankerout und starb in seinem 45sten Jahre. Seine Wittwe, welche noch gegen-

wärtig lebt, gab ihm außer dem benannten Joseph noch eine Tochter, Johanna Joseph-Maria, welche an Johann Baptista Capitummino verheirathet wurde, der mit ihr drey Kinder zeugte und starb.

Die Abstammungen der Seitenverwandten zeigt der Stammbaum deutlich genug, und die Verstorbenen sind mit einem Kreuze bezeichnet.

Das Memoire, welches uns der gefällige Verfasser vorlas und mir, auf mein Ersuchen, einige Tage anvertraute, war auf Taufscheine, Ehekontrakte und Instrumente gegründet, die mit Sorgfalt gesammelt waren. Es enthielt ohngefähr die Umstände (wie ich aus einem Auszug, den ich damals gemacht, ersehn) die uns nunmehr aus den römischen Prozeßakten bekannt geworden sind: daß Joseph Balsamo Anfangs Junii 1743 zu Palermo gebohren, von Vincenza Martello, verheiratheter Cagliostro, aus der Taufe gehoben sey, daß er in sei-

ner Jugend das Kleid der barmherzigen Brüder genommen, eines Ordens, der besonders Kranke verpflegt, daß er bald viel Geist und Geschick für die Medicin gezeigt; doch aber wegen seiner übeln Aufführung fortgeschickt worden, daß er in Palermo nachher den Zauberer und Schatzgräber gemacht.

Seine große Gabe, alle Hände nachzuahmen, ließ er nicht unbenutzt (so fährt das Memoire fort.) Er verfälschte, oder verfertigte vielmehr ein altes Document, wodurch das Eigenthum einiger Güther in Streit gerieth. Er kam in Untersuchung, ins Gefängniß, entfloh und ward edictaliter citirt. Er reiste durch Calabrien nach Rom, wo er die Tochter eines Gürtlers heirathete. Von Rom kehrte er nach Neapel unter dem Namen Marchese Pelegrini zurück. Er wagte sich wieder nach Palermo, ward erkannt, gefänglich eingezogen und kam nur auf eine Weise los,

die werth ist, daß ich sie umständlich erzähle.

Der Sohn eines der ersten sicilianischen Prinzen und großen Gütherbesitzers, eines Mannes, der an dem neapolitanischen Hofe ansehnliche Stellen bekleidete, verband mit einem starken Körper und einer unbändigen Gemüthsart allen Uebermuth, zu dem sich der Reiche und Große ohne Bildung, berechtigt glaubt.

Donna Lorenza wußte ihn zu gewinnen, und auf ihn baute der verstellte Marchese Pelegrini seine Sicherheit. Der Prinz zeigte öffentlich, daß er dieß angekommene Paar beschütze; aber in welche Wuth gerieth er, als Joseph Balsamo auf Anrufen der Parthey, welche durch seinen Betrug Schaden gelitten, abermals ins Gefängniß gebracht wurde! Er versuchte verschiedene Mittel ihn zu befreyn, und da sie ihm nicht gelingen wollten, drohte

er im Vorzimmer des Präsidenten, den Advokaten der Gegenparthey aufs grimmigste zu mißhandeln, wenn er nicht sogleich die Verhaftung des Balsamo wieder aufhöbe. Als der gegenseitige Sachwalter sich weigerte, ergriff er ihn, schlug ihn, warf ihn auf die Erde, trat ihn mit Füßen und war kaum von mehrerern Mißhandlungen abzuhalten, als der Präsident selbst auf den Lerm herauseilte und Frieden gebot.

Dieser, ein schwacher, abhängiger Mann, wagte es nicht, den Beleidiger zu bestrafen; die Gegenparthey und ihre Sachwalter wurden kleinmüthig, und Balsamo ward in Freyheit gesetzt, ohne daß bey den Akten sich eine Registratur über seine Loslassung befindet, weder wer sie verfügt, noch wie sie geschehen.

Bald darauf entfernte er sich von Palermo und that verschiedene Reisen, von welchen der Verfasser nur unvollständige Nachrichten geben konnte.

Das Memoire endigte sich mit einem scharfsinnigen Beweise, daß Cagliostro und Balsamo eben dieselbe Person sey, eine These, die damals schwerer zu behaupten war, als sie es jetzt ist, da wir von dem Zusammenhang der Geschichte vollkommen unterrichtet sind.

Hätte ich nicht damals vermuthen müssen, daß man in Frankreich einen öffentlichen Gebrauch von jenem Aufsatz machen würde, daß ich ihn vielleicht bey meiner Zurückkunft schon gedruckt anträfe: so wäre es mir erlaubt gewesen, eine Abschrift zu nehmen, und meine Freunde und das Publikum früher von manchen interessanten Umständen zu unterrichten.

Indessen haben wir das meiste, und mehr als jenes Memoire enthalten konnte, von einer Seite her erfahren, von der sonst nur Irrthümer auszuströmen pflegten. Wer hätte geglaubt, daß Rom einmal zur Aufklärung der Welt, zur völligen Entlarvung eines Betrü-

gers so viel beytragen sollte, als es durch die Herausgabe jenes Auszugs aus den Prozeßakten geschehen ist! Denn obgleich diese Schrift weit interessanter seyn könnte und sollte: so bleibt sie doch immer ein schönes Document in den Händen eines jeden Vernünftigen, der es mit Verdruß ansehen mußte, daß Betrogene, Halbbetrogene und Betrüger diesen Menschen und seine Possenspiele Jahre lang verehrten, sich durch die Gemeinschaft mit ihm über andre erhoben fühlten und von der Höhe ihres gläubigen Dünkels den gesunden Menschenverstand bedauerten, wo nicht geringschätzten.

Wer schwieg nicht gern während dieser Zeit? und auch nur jetzt, nachdem die ganze Sache geendigt und außer Streit gesetzt ist, kann ich es über mich gewinnen, zu Completirung der Akten dasjenige, was mir bekannt ist, mitzutheilen.

Als ich in dem Stammbaum so manche

Personen, besonders Mutter und Schwester, noch als lebend angegeben fand, bezeigte ich dem Verfasser des Memoire meinen Wunsch sie zu sehen und die Verwandten eines so sonderbaren Menschen kennen zu lernen. Er versetzte, daß es schwer seyn werde dazu zu gelangen, indem diese Menschen arm, aber ehrbar und sehr eingezogen lebten, keine Fremden zu sehen gewohnt seyen, und der argwöhnische Charakter der Nation sich aus einer solchen Erscheinung allerley deuten werde; doch wolle er mir seinen Schreiber schicken, der bey der Familie Zutritt habe und durch den er die Nachrichten und Documente, woraus der Stammbaum zusammengesetzt worden, erhalten.

Den folgenden Tag erschien der Schreiber und äußerte wegen des Unternehmens einige Bedenklichkeiten. Ich habe, sagte er, bisher immer vermieden, diesen Leuten wieder unter die Augen zu treten: denn um ihre Ehekon-

tracte, Taufscheine und andere Papiere in die Hände zu bekommen und von selbigen legale Copien machen zu können, mußte ich mich einer eigenen List bedienen. Ich nahm Gelegenheit von einem Familenstipendio, das irgendwo vacant war, machte ihnen wahrscheinlich, daß der junge Capitummino sich dazu wohl qualificire, daß man vor allen Dingen einen Stammbaum aufsetzen müsse, um zu sehen, in wiefern der Knabe darauf Ansprüche machen könne. Es werde freylich nachher alles auf Negoziation ankommen, die ich übernehmen wolle, wenn man mir einen billigen Theil der zu erhaltenden Summe für meine Bemühungen verspräche. Mit Freuden willigten die guten Leute in alles; ich erhielt die nöthigen Papiere, die Copien wurden genommen, der Stammbaum ausgearbeitet und seit der Zeit hüte ich mich, vor ihnen zu erscheinen. Noch vor einigen Wochen wurde mich

die alte Capitummino gewahr, und ich wußte mich nur mit der Langsamkeit, womit hier dergleichen Sachen vorwärts gehen, zu entschuldigen.

So sagte der Schreiber. Da ich aber von meinem Vorsatze nicht abging, wurden wir nach einiger Ueberlegung dahin einig, daß ich mich für einen Engländer ausgeben und der Familie Nachrichten von Cagliostro bringen sollte, der eben aus der Gefangenschaft der Bastille nach London gegangen war.

Zur gesetzten Stunde, es mochte etwa drei Uhr nach Mittag seyn, machten wir uns auf den Weg. Das Haus lag in dem Winkel eines Gäßchens nicht weit von der Hauptstraße, il Cassero genannt. Wir stiegen eine elende Treppe hinauf und kamen sogleich in die Küche. Eine Frau von mittlerer Größe, stark und breit, ohne fett zu seyn, war beschäftigt das Küchengeschirr aufzuwaschen. Sie war

reinlich gekleidet, und schlug, als wir hinein- traten, das eine Ende der Schürze hinauf, um vor uns die schmutzige Seite zu verstecken. Sie sah meinen Führer freudig an und sagte: Signor Giovanni, bringen Sie uns gute Nach- richten? Haben Sie etwas ausgerichtet?

Er versetzte: in unsrer Sache hat mirs noch nicht gelingen wollen; hier ist aber ein Fremder, der einen Gruß von Ihrem Bruder bringt, und Ihnen erzählen kann, wie er sich gegenwärtig befindet.

Der Gruß, den ich bringen sollte, war nicht ganz in unsrer Abrede; indessen war die Einleitung einmal gemacht. — Sie kennen meinen Bruder? fragte sie. Es kennt ihn ganz Europa, versetzte ich: und ich glaube, es wird Ihnen angenehm seyn zu hören, daß er sich in Sicherheit und wohl befindet, da Sie bisher wegen seines Schicksals gewiß in Sorgen gewesen sind. — Treten Sie hinein,

sagte sie, ich folge Ihnen gleich; und ich trat mit dem Schreiber in das Zimmer.

Es war so groß und hoch, daß es bey uns für einen Saal gelten würde; es schien aber auch beynah die ganze Wohnung der Familie zu seyn. Ein einziges Fenster erleuchtete die großen Wände, die einmal Farbe gehabt hatten, und auf denen schwarze Heiligenbilder in goldnen Rahmen herum hingen. Zwey große Betten ohne Vorhänge standen an der einen Wand, ein braunes Schränkchen, das die Gestalt eines Schreibtisches hatte, an der andern. Alte mit Rohr durchflochtene Stühle, deren Lehnen ehemals vergoldet gewesen, standen darneben, und die Backsteine des Fußbodens waren an vielen Stellen tief ausgetreten. Uebrigens war alles reinlich und wir näherten uns der Familie, die am andern Ende des Zimmers an dem einzigen Fenster versammlet war.

Indeß mein Führer der alten Balsamo, die in der Ecke saß, die Ursache unsers Besuchs erklärte und seine Worte wegen der Taubheit der guten Alten mehrmals laut wiederhohlte, hatte ich Zeit, das Zimmer und die übrigen Personen zu betrachten. Ein Mädchen von ohngefähr sechzehn Jahren, wohl gewachsen, deren Gesichtszüge durch die Blattern undeutlich geworden waren, stand am Fenster. Neben ihr ein junger Mensch, dessen unangenehme durch die Blattern verzerrte Bildung mir auffiel. In einem Lehnsessel saß, oder lag vielmehr gegen dem Fenster über eine kranke sehr ungestaltete Person, die mit einer Art Schlafsucht behaftet schien.

Als mein Führer sich deutlich gemacht hatte, nöthigte man uns zum Sitzen. Die Alte that einige Fragen an mich, die ich mir aber mußte dollmetschen lassen, eh ich sie beantworten konnte, da mir der sicilianische Dialect nicht geläufig war.

Ich betrachtete indessen die alte Frau mit Vergnügen. Sie war von mittlerer Größe, aber wohlgebildet; über ihre regelmäßigen Gesichtszüge, die das Alter nicht entstellt hatte, war der Friede verbreitet, dessen gewöhnlich die Menschen genießen, die des Gehörs beraubt sind; der Ton ihrer Stimme war sanft und angenehm.

Ich beantwortete ihre Fragen, und meine Antworten mußten ihr auch wieder verdollmetscht werden.

Die Langsamkeit unsrer Unterredung gab mir Gelegenheit, meine Worte abzumessen. Ich erzählte ihr, daß ihr Sohn in Frankreich losgesprochen worden und sich gegenwärtig in England befinde, wo er wohl aufgenommen sey. Ihre Freude, die sie über diese Nachrichten äußerte, war mit Ausdrücken einer herzlichen Frömmigkeit begleitet, und da sie nun etwas lauter und langsamer sprach, konnte ich sie eher verstehen.

Indessen war ihre Tochter hereingekommen, und hatte sich zu meinem Führer gesetzt, der ihr das, was ich erzählt hatte, getreulich wiederhohlte. Sie hatte eine reinliche Schürze vorgebunden, und ihre Haare in Ordnung unter das Netz gebracht. Je mehr ich sie ansah und sie mit ihrer Mutter verglich, desto auffallender war mir der Unterschied beyder Gestalten. Eine lebhafte gesunde Sinnlichkeit blickte aus der ganzen Gestalt der Tochter hervor, sie mochte eine Frau von vierzig Jahren seyn. Mit lebhaften blauen Augen sah sie klug umher, ohne daß ich in ihrem Blick irgend einen Argwohn spüren konnte; indem sie saß, versprach ihre Figur mehr Länge als sie zeigte, wenn sie aufstand; ihre Stellung war determinirt, sie saß mit vorwärts gebogenem Körper und die Hände auf die Kniee gelegt. Uebrigens erinnerte mich ihre mehr stumpfe als scharfe Gesichtsbildung an das Bildniß ih-

res Bruders, das wir in Kupfer kennen. Sie fragte mich verschiedenes über meine Reise, über meine Absicht Sicilien zu sehen und war überzeugt, daß ich gewiß zurück kommen und das Fest der heil. Rosalie mit ihnen feyern würde.

Da indessen die Großmutter wieder einige Fragen an mich gethan hatte, und ich ihr zu antworten beschäftigt war, sprach die Tochter halb laut mit meinem Gefährten, doch so, daß ich Anlaß nehmen konnte zu fragen: wovon die Rede sey? Er sagte darauf: Frau Capitummino erzähle ihm, daß ihr Bruder ihr noch vierzehn Unzen schuldig sey; sie habe bey seiner schnellen Abreise von Palermo versetzte Sachen für ihn eingelöset; seit der Zeit aber weder etwas von ihm gehört, noch Geld, noch irgend eine Unterstützung von ihm erhalten, ob er gleich, wie sie höre, große Reichthümer besitze und einen fürstlichen Aufwand mache.

Ob ich nicht über mich nehmen wolle, nach meiner Zurückkunft ihn auf eine gute Weise an die Schuld zu erinnern und eine Unterstützung für sie auszuwirken, und ob ich nicht einen Brief mitnehmen oder allenfalls bestellen wolle? Ich erbot mich dazu. Sie fragte: wo ich wohne? Wohin sie mir den Brief zu schicken habe? Ich lehnte ab meine Wohnung zu sagen und erbot mich, den andern Tag gegen Abend den Brief selbst abzuholen.

Sie erzählte mir darauf ihre mißliche Lage: sie sey eine Wittwe mit drey Kindern, von denen das eine Mädchen im Kloster erzogen werde; die andre sey hier gegenwärtig und ihr Sohn eben in die Lehrstunde gegangen. Ausser diesen drey Kindern habe sie ihre Mutter bey sich, für deren Unterhalt sie sorgen müsse, und überdieß habe sie aus christlicher Liebe die unglückliche kranke Person zu sich genommen, die ihre Last noch vergrößere; alle ihre Arbeit-

samkeit reiche kaum hin, sich und den Ihrigen das Nothdürftige zu verschaffen. Sie wisse zwar, daß Gott diese guten Werke nicht unbelohnt lasse; seufze aber doch sehr unter der Last, die sie schon so lange getragen habe.

Die jungen Leute mischten sich auch ins Gespräch, und die Unterhaltung wurde lebhafter. Indem ich mit den andern sprach, hörte ich, daß die Alte ihre Tochter fragte: ob ich denn auch wohl ihrer heiligen Religion zugethan sey? Ich konnte bemerken, daß die Tochter auf eine kluge Weise der Antwort auszuweichen suchte, indem sie, so viel ich verstand, die Mutter bedeutete: daß der Fremde gut für sie gesinnt zu seyn schiene, und daß es sich wohl nicht schicke, jemanden sogleich über diesen Punkt zu befragen.

Da sie hörten, daß ich bald von Palermo abreisen wollte, wurden sie dringender und ersuchten mich, daß ich doch ja wieder kommen

möchte; besonders rühmten sie die paradiesischen Tage des Rosalienfestes, dergleichen in der ganzen Welt nicht müsse gesehen und genossen werden.

Mein Begleiter, der schon lange Lust gehabt hatte sich zu entfernen, machte endlich der Unterredung durch seine Geberden ein Ende, und ich versprach den andern Tag gegen Abend wieder zu kommen und den Brief abzuholen. Mein Begleiter freute sich, daß alles so glücklich gelungen sey, und wir schieden zufrieden auseinander.

Man kann sich den Eindruck denken, den diese arme, fromme, wohlgesinnte Familie auf mich gemacht hatte. Meine Neugierde war befriedigt; aber ihr natürliches und gutes Betragen hatte einen Antheil in mir erregt, der sich durch das Nachdenken noch vermehrte.

Sogleich aber entstand in mir die Sorge wegen des folgenden Tages. Es war natür-

lich, daß diese Erscheinung, die sie im ersten Augenblicke überrascht hatte, nach meinem Abschiede manches Nachdenken bey ihnen erregen mußte. Durch den Stammbaum war mir bekannt, daß noch mehrere von der Familie lebten; es war natürlich, daß sie ihre Freunde zusammen beriefen, um sich in ihrer Gegenwart dasjenige wiederhohlen zu lassen, was sie Tags vorher mit Verwundrung von mir gehört hatten. Meine Absicht hatte ich erreicht, und es blieb mir nur noch übrig, dieses Abentheuer auf eine schickliche Weise zu endigen. Ich begab mich daher des andern Tages gleich nach Tische allein in ihre Wohnung. Sie verwunderten sich, da ich hineintrat. Der Brief sey noch nicht fertig, sagten sie: und einige ihrer Verwandten wünschten mich auch kennen zu lernen, welche sich gegen Abend einfinden würden.

Ich versetzte: daß ich morgen früh schon

abreisen müsse, daß ich noch Visiten zu machen, auch einzupacken habe und also lieber früher als gar nicht hätte kommen wollen.

Indessen trat der Sohn herein, den ich des Tags vorher nicht gesehen hatte. Er glich seiner Schwester an Wuchs und Bildung. Er brachte den Brief, den man mir mitgeben wollte, den er, wie es in jenen Gegenden gewöhnlich ist, außer dem Hause bey einem der öffentlich sitzenden Notarien hatte schreiben lassen. Der junge Mensch hatte ein stilles, trauriges und bescheidenes Wesen, erkundigte sich nach seinem Oheim, fragte nach dessen Reichthum und Ausgaben, und setzte traurig hinzu: warum er seine Familie doch so ganz vergessen haben möchte? Es wäre unser größtes Glück, fuhr er fort, wenn er einmal hieher käme und sich unsrer annehmen wollte; aber, fuhr er fort, wie hat er Ihnen entdeckt, daß er noch Anverwandte in Palermo habe?

Man sagt, daß er uns überall verleugne und sich für einen Mann von großer Geburt ausgebe. Ich beantwortete diese Frage, welche durch die Unvorsichtigkeit meines Führers bey unserm ersten Eintritte veranlaßt worden war, auf eine Weise, die es wahrscheinlich machte, daß der Oheim, wenn er gleich gegen das Publikum Ursache habe, seine Abkunft zu verbergen, doch gegen seine Freunde und Bekannte kein Geheimniß daraus mache.

Die Schwester, welche während dieser Unterredung herbeygetreten war und durch die Gegenwart des Bruders, wahrscheinlich auch durch die Abwesenheit des gestrigen Freundes, mehr Muth bekam, fing gleichfalls an, sehr artig und lebhaft zu sprechen. Sie baten sehr, sie ihrem Onkel, wenn ich ihm schriebe, zu empfehlen; eben so sehr aber, wenn ich die Reise durchs Königreich gemacht, wieder zu kommen und das Rosalienfest mit ihnen zu begehen.

Die Mutter stimmte mit den Kindern ein. Mein Herr, sagte sie, ob es sich zwar eigentlich nicht schickt, da ich eine erwachsene Tochter habe, fremde Männer in meinem Hause zu sehen, und man Ursache hat sich so wohl vor der Gefahr als der Nachrede zu hüten; so sollen Sie uns doch immer willkommen seyn, wenn Sie in diese Stadt zurückkehren.

O ja, versetzten die Kinder, wir wollen den Herrn beym Feste herumführen, wir wollen ihm alles zeigen, wir wollen uns auf die Gerüste setzen, wo wir die Feyerlichkeit am besten sehen können. Wie wird er sich über den großen Wagen und besonders über die prächtige Illumination freuen!

Indessen hatte die Großmutter den Brief gelesen und wieder gelesen. Da sie hörte, daß ich Abschied nehmen wollte, stand sie auf und übergab mir das zusammengefaltete Papier. Sagen Sie meinem Sohn, fing sie mit einer

edlen Lebhaftigkeit, ja einer Art von Begeistrung an: sagen Sie meinem Sohne, wie glücklich mich die Nachricht gemacht hat, die Sie mir von ihm gebracht haben; sagen Sie ihm, daß ich ihn so an mein Herz schließe — hier streckte sie die Arme aus einander und drückte sie wieder auf ihrer Brust zusammen — daß ich täglich Gott und unsre heil. Jungfrau für ihn im Gebet anflehe, daß ich ihm und seiner Frau meinen Segen gebe, und daß ich nur wünsche ihn vor meinem Ende noch einmal mit diesen Augen zu sehen, die so viel Thränen über ihn vergossen haben.

Die eigne Zierlichkeit der italienischen Sprache begünstigte die Wahl und die edle Stellung dieser Worte, welche noch überdieß von lebhaften Geberden begleitet wurden, mit welchen jene Nation über ihre Aeußerungen einen unglaubigen Reitz zu verbreiten gewohnt ist.

Ich nahm nicht ohne Rührung von ihnen Abschied. Sie reichten mir alle die Hände, die Kinder führten mich hinaus und indeß ich die Treppe hinunter ging, sprangen sie auf den Balkon des Fensters, das aus der Küche auf die Straße ging, riefen mir nach, winkten mir Grüße zu und wiederhohlten: daß ich ja nicht vergessen möchte wieder zu kommen. Ich sah sie noch auf dem Balkon stehen, als ich um die Ecke herum ging.

Ich brauche nicht zu sagen, daß der Antheil, den ich an dieser Familie nahm, den lebhaften Wunsch in mir erregte, ihr nützlich zu seyn und ihrem Bedürfniß zu Hülfe zu kommen. Sie war nun durch mich abermals hintergangen und ihre Hoffnungen auf eine unerwartete Hülfe waren durch die Neugierde des nördlichen Europas auf dem Wege, zum zweytenmal getäuscht zu werden.

Mein erster Vorsatz war, ihnen vor meiner Ab-

Abreise jene vierzehn Unzen zuzustellen, die ihnen der Flüchtling schuldig geblieben, und durch die Vermuthung, daß ich diese Summe von ihm wieder zu erhalten hoffte, mein Geschenk zu bedecken; allein als ich zu Hause meine Rechnung machte, meine Casse und Papiere überschlug, sah ich wohl, daß in einem Lande, wo durch den Mangel von Communication die Entfernung gleichsam ins Unendliche wächst, ich mich selbst in Verlegenheit setzen würde, wenn ich mir anmaßte, die Ungerechtigkeit eines frechen Menschen durch eine herzliche Gutmüthigkeit zu verbessern.

Ich reiste von Palermo weg, ohne wieder zurückzukehren, und ohnerachtet der großen Zerstreuung meiner sicilianischen und übrigen italienischen Reise, verlor ich jenen einfachen Eindruck nicht aus meiner Seele.

Ich kam in mein Vaterland zurück, und als jener Brief unter andern Papieren, die

von Neapel den Weg zur See gemacht hatten, sich endlich auch vorfand, gab es Gelegenheit, von diesem, wie von andern Abentheuern zu sprechen.

Hier ist eine Uebersetzung jenes Blattes, durch welche ich das Eigenthümliche des Originals mit Willen durchscheinen lasse:

"Geliebtester Sohn!

Den 16ten April 1787 hatte ich Nachricht von Dir durch Herrn Wilton, und ich kann Dir nicht ausdrücken, wie tröstlich sie mir gewesen ist: denn seit Du Dich aus Frankreich entfernt hattest, konnte ich nichts mehr von Dir erfahren.

Lieber Sohn, ich bitte Dich, meiner nicht zu vergessen: denn ich bin sehr arm und von allen Verwandten verlassen, außer von meiner Tochter Maria Anna, Deiner Schwester, in deren Hause ich lebe. Sie kann mir nicht den völligen Unterhalt geben, aber sie thut,

was sie kann; sie ist Wittwe mit drey Kindern; eine Tochter ist im Kloster der heil. Catharina, zwey andere sind zu Hause.

Ich wiederhohle, lieber Sohn, meine Bitte, schick mir nur so viel, daß ich mir einigermaßen helfen kann, indem ich nicht einmal die nöthigen Kleidungsstücke habe, um die Pflichten einer katholischen Christin zu erfüllen; denn mein Mantel und Ueberkleid sind ganz zerrissen.

Wenn du mir etwas schickest oder auch nur einen Brief schreibst, so sende ihn nicht durch die Post, sondern übers Meer, weil Don Matheo (Bracconeri), mein Bruder, Oberpostcommissarius ist.

Lieber Sohn, ich bitte Dich, mir des Tages einen Tari auszusetzen, damit Deiner Schwester einigermaßen die Last abgenommen werde und damit ich nicht vor Mangel umkomme. Erinnere Dich des göttlichen Gebo-

tes, und hilf einer armen Mutter, die aufs Letzte gebracht ist. Ich gebe Dir meinen Segen und umarme Dich von Herzen, auch so Donna Lorenza Deine Frau.

Deine Schwester umarmt Dich von Herzen und ihre Kinder küssen Dir die Hände. Deine Mutter, die dich zärtlich liebt und die Dich an ihr Herz drückt

Palermo, Felice Balsamo."
den 18ten April
1787.

Verehrungswürdige Personen, denen ich dieses Document vorlegte und die Geschichte erzählte, theilten meine Empfindungen und setzten mich in den Stand, jener unglücklichen Familie meine Schuld abtragen zu können und ihr eine Summe zu übermachen, die sie zu Ende des Jahres 1788 erhielt, und von deren Wirkung folgender Brief ein Zeugniß ablegt:

Palermo, den 25. Decbr. 1788.

Geliebtester Sohn!

Lieber geliebter Bruder!

Die Freude, die wir gehabt haben, zu hören, daß Ihr lebt und Euch wohl befindet, können wir mit keiner Feder ausdrücken. Ihr habt eine Mutter und eine Schwester, die von allen Menschen verlassen sind und zwey Töchter und einen Sohn zu erziehen haben, durch die Hülfe, die Ihr ihnen übersendet, mit der größten Freude und Vergnügen erfüllt. Denn nachdem Herr Jakob Joff, ein englischer Kaufmann, sich viele Mühe gegeben, die Frau Joseph-Maria Capitummino, gebohrne Balsamo, aufzusuchen, weil man mich nur gewöhnlich Marana Capitummino nennt, fand er uns endlich in einem kleinen Hause, wo wir mit der gebührenden Schicklichkeit leben. Er zeigte uns an, daß Ihr uns eine Summe Geldes anweisen lassen, und daß eine Quittung dabey

sey, die ich, Eure Schwester, unterzeichnen sollte, wie es auch geschehen ist. Denn er hat uns das Geld schon eingehändigt, und der günstige Wechselcours hat uns noch einigen Vortheil gebracht.

Nun bedenkt, mit welchem Vergnügen wir eine solche Summe empfangen haben, zu einer Zeit, da wir im Begriff waren, die Weyhnachtsfeyertage zu begehen, ohne Hoffnung irgend einer Beyhülfe.

Unser Mensch gewordene Jesus hat Euer Herz bewegt, uns diese Summe zu übermachen, die nicht allein gedient hat, unsern Hunger zu stillen, sondern auch uns zu bedekken, weil uns wirklich alles mangelte.

Es würde uns die größte Zufriedenheit seyn, wenn Ihr unser Verlangen stilltet, und wir Euch nochmals sehen könnten, besonders mir, Eurer Mutter, die nicht aufhört das Unglück zu beweinen, immer von einem einzigen

Sohne entfernt zu seyn, den ich vor meinem Tode noch einmal sehen möchte.

Wenn aber dieses wegen Eurer Verhältnisse nicht geschehen könnte, so unterlaßt doch nicht meinem Mangel zu Hülfe zu kommen, besonders da Ihr so einen trefflichen Kanal gefunden habt und einen so genauen und redlichen Kaufmann, der, ohne daß wir davon benachrichtigt waren, und alles in seiner Hand lag, uns redlich aufgesucht und treulich die übersendete Summe ausgeliefert hat.

Für Euch will das wohl nichts sagen; aber uns scheint eine jede Beyhülfe ein Schatz. Eure Schwester hat zwey erwachsene Mädchen und ihr Sohn braucht auch Unterstützung. Ihr wißt, daß sie nichts besitzen, und welches treffliche Werk würdet Ihr thun, wenn Ihr so viel sendetet, als nöthig ist sie schicklich auszustatten.

Gott erhalte Euch bey guter Gesundheit!

wir rufen ihn dankbar an und wünschen, daß er Euch das Glück erhalten möge, dessen Ihr genießt, und daß er Euer Herz bewegen möge, sich unsrer zu erinnern. In seinem Namen segne ich Euch und Eure Frau als liebevolle Mutter, ich umarme Euch, ich Eure Schwester, dasselbe thut der Vetter Joseph (Bracconeri) der diesen Brief geschrieben hat, wir bitten Euch um Euren Segen, wie es auch die beyden Schwestern Antonine und Therese thun. Wir umarmen Euch und nennen uns

Eure Schwester,	Eure Mutter, die Euch
die Euch liebt	liebt und segnet,
Joseph-Maria	die Euch alle Stunden
Capitummino	segnet
und	Felice Balsamo
Balsamo.	und Bracconeri.

Die Unterschriften dieses Briefes sind eigenhändig.

Ich hatte die Summe ohne Brief und ohne Anzeige, von wem sie eigentlich komme, übermachen lassen; um so natürlicher war ihr Irrthum und um so wahrscheinlicher ihre Hoffnungen für die Zukunft.

Jetzt, da sie von der Gefangenschaft und Verurtheilung ihres Verwandten unterrichtet sind, bleibt mir noch übrig, zu ihrer Aufklärung und zu ihrem Troste etwas zu thun. Ich habe noch eine Summe für sie in Händen, die ich ihnen überschicken und zugleich das wahre Verhältniß anzeigen will. Sollten einige meiner Freunde, sollten einige meiner reichen und edeln Landsleute mir das Vergnügen machen und jene kleine Summe, die noch bey mir liegt, durch Beyträge vermehren wollen: so bitte ich, mir solche vor Michael zuzuschicken und an dem Dank und der Zufriedenheit einer guten Familie Theil zu nehmen, aus welcher eins der sonderbarsten Ungeheuer

entſprungen iſt, welche in unſerm Jahrhundert erſchienen ſind.

Ich werde nicht verfehlen den weitern Verlauf dieſer Geſchichte und die Nachricht von dem Zuſtande, worin meine nächſte Sendung die Familie antreffen wird, öffentlich bekannt zu machen, und vielleicht alsdann einige Anmerkungen hinzufügen, die ſich mir bey dieſer Geſchichte aufgedrungen haben, deren ich mich aber gegenwärtig enthalte, um meinen Leſern in ihrem erſten Urtheile nicht vorzugreifen.

Das
römische Carneval.

vom Jahre 1788

Das römische Carneval vom J. 1846.
:/ Stahr Italien p. 479 – 536. /:

Indem wir eine Beschreibung des römischen Carnevals unternehmen, müssen wir den Einwurf befürchten: daß eine solche Feyerlichkeit eigentlich nicht beschrieben werden könne. Eine so große, lebendige Masse sinnlicher Gegenstände sollte sich unmittelbar vor dem Auge bewegen, und von einem jeden nach seiner Art angeschaut und gefaßt werden.

Noch bedenklicher wird diese Einwendung, wenn wir selbst gestehen müssen: daß das römische Carneval einem fremden Zuschauer, der es zum erstenmal sieht und nur sehen will und kann, weder einen ganzen, noch einen erfreulichen Eindruck gebe, weder das Auge sonderlich ergötze, noch das Gemüth befriedige.*

* [illegible] das Carneval von 1846. [illegible] Theil. 487

Die lange und schmale Straße, in welcher sich unzählige Menschen hin und wieder wälzen, ist nicht zu übersehen; kaum unterscheidet man etwas in dem Bezirk des Getümmels, den das Auge fassen kann. Die Bewegung ist einförmig, der Lärm betäubend, das Ende der Tage unbefriedigend. Allein diese Bedenklichkeiten sind bald gehoben, wenn wir uns näher erklären; und vorzüglich wird die Frage seyn: ob uns die Beschreibung selbst rechtfertigt.

Das römische Carneval ist ein Fest, das dem Volke eigentlich **nicht** gegeben wird, sondern das sich das Volk selbst giebt.

Der Staat macht wenig Anstalten, wenig Aufwand dazu. Der Kreis der Freuden bewegt sich von selbst und die Policey regiert ihn nur mit gelinder Hand.

Hier ist nicht ein Fest, das wie die vielen geistlichen Feste Roms die Augen der Zuschauer blendete; hier ist kein Feuerwerk, das von dem

Castell Sanct Angelo einen einzigen überraschenden Anblick gewährte; hier ist keine Erleuchtung der Peterskirche und Kuppel, welche so viel Fremde aus allen Landen herbeylockt und befriedigt; hier ist keine glänzende Prozession, bey deren Annäherung das Volk beten und staunen soll; hier wird vielmehr nur ein Zeichen gegeben: daß jeder so thöricht und toll seyn dürfe als er wolle, und daß außer Schlägen und Messerstichen fast alles erlaubt sey.

Der Unterschied zwischen Hohen und Niedern scheint einen Augenblick aufgehoben: alles nähert sich einander, jeder nimmt, was ihm begegnet, leicht auf, und die wechselseitige Frechheit und Freyheit wird durch eine allgemeine gute Laune im Gleichgewicht erhalten.

In diesen Tagen freuet sich der Römer noch zu unsern Zeiten, daß die Geburt Christi das Fest der Saturnalien und seiner Privilegien

wohl um einige Wochen verschieben, aber nicht aufheben konnte.

Wir werden uns bemühen, die Freuden und den Taumel dieser Tage vor die Einbildungskraft unserer Leser zu bringen. Auch schmeicheln wir uns, solchen Personen zu dienen, welche dem römischen Carneval selbst einmal beygewohnt, und sich nun mit einer lebhaften Erinnerung jener Zeiten vergnügen mögen; nicht weniger solchen, welchen jene Reise noch bevorsteht und denen diese wenige Blätter Uebersicht und Genuß einer überdrängten und vorbeirauschenden Freude verschaffen können.

Der Corso.

Das römische Carneval versammlet sich in dem Corso. Diese Straße beschränkt und bestimmt die öffentliche Feyerlichkeit dieser Tage. An jedem andern Platz würde es ein ander Fest seyn; und wir haben daher vor allen Dingen den Corso zu beschreiben.

Er führt den Namen, wie mehrere lange Straßen italiänischer Städte, von dem Wettrennen der Pferde, womit zu Rom sich jeder Carnevals-Abend schließt, und womit an andern Orten andere Feyerlichkeiten, als das Fest eines Schutzpatrons, ein Kirchweyhfest, geendigt werden.

Die Straße geht von der Piazza del Popolo schnur gerade bis an den venetianischen Pallast. Sie ist ohngefähr viertehalb tausend Schritte lang und von hohen meistentheils prächtigen Gebäuden eingefaßt. Ihre Breite

ist gegen ihre Länge und gegen die Höhe der Gebäude nicht verhältnißmäßig. An beyden Seiten nehmen Pflaster-Erhöhungen für die Fußgänger ohngefähr sechs bis acht Fuß weg. In der Mitte bleibt für die Wagen an den meisten Orten nur der Raum von zwölf bis vierzehn Schritten, und man sieht also leicht, daß höchstens drey Fuhrwerke sich in dieser Breite neben einander bewegen können.

Der Obelisk auf der Piazza del Popolo ist im Carneval die unterste Gränze dieser Straße; der venetianische Pallast die obere.

Spazierfahrt im Corso.

Schon alle Sonn- und Festtage eines Jahres ist der römische Corso belebt. Die vornehmern und reichern Römer fahren hier eine oder anderthalb Stunden vor Nacht in einer sehr zahlreichen Reyhe spazieren: die Wagen kommen vom venetianischen Pallast herunter,

halten sich an der linken Seite, fahren, wenn es schön Wetter ist, an dem Obelisk vorbey, zum Thore hinaus und auf den Flaminischen Weg, manchmal bis Ponte molle.

Die früher oder später Umkehrenden halten sich an die andere Seite; so ziehen die beyden Wagen-Reyhen in der besten Ordnung an einander hin.

Die Gesandten haben das Recht, zwischen beiden Reyhen auf und nieder zu fahren; dem Prätendenten, der sich unter dem Namen eines Herzogs von Albanien in Rom aufhielt, war es gleichfalls zugestanden.

Sobald die Nacht eingeläutet wird, ist diese Ordnung unterbrochen; jeder wendet wo es ihm beliebt und sucht seinen nächsten Weg, oft zur Unbequemlichkeit vieler andern Equipagen, welche in dem engen Raum dadurch gehindert und aufgehalten werden.

Diese Abendspazierfahrt, welche in allen

großen italiänischen Städten brillant ist, und in jeder kleinen Stadt, wäre es auch nur mit einigen Kutschen, nachgeahmt wird, lockt viele Fußgänger in den Corso; jedermann kommt, um zu sehen oder gesehen zu werden.

Das Carneval ist, wie wir bald bemerken können, eigentlich nur eine Fortsetzung oder vielmehr der Gipfel jener gewöhnlichen sonn- und festtägigen Freuden, es ist nichts neues, nichts fremdes, nichts einziges, sondern es schließt sich nur an die römische Lebensweise ganz natürlich an.

Clima, geistliche Kleidungen.

Eben so wenig fremd wird es uns scheinen, wenn wir nun bald eine Menge Masken in freyer Luft sehen, da wir so manche Lebensscene unter dem heitern frohen Himmel das ganze Jahr durch zu erblicken gewohnt sind.

Bey einem jeden Feste bilden ausgehängte

* [illegible]

Teppiche, gestreute Blumen, übergespannte Tücher, die Straßen gleichsam zu großen Sälen und Gallerien um.

Keine Leiche wird ohne vermummte Begleitung der Brüderschaften zu Grabe gebracht; die vielen Mönchskleidungen gewöhnen das Auge an fremde und sonderbare Gestalten; es scheint das ganze Jahr Carneval zu seyn, und die Abbaten in schwarzer Kleidung scheinen unter den übrigen geistlichen Masken die edlern Tabbarros vorzustellen.

Erste Zeit.

Schon von dem neuen Jahre an sind die Schauspielhäuser eröfnet und das Carneval hat seinen Anfang genommen. Man sieht hie und da in den Logen eine Schöne, welche als Offizier ihre Epauletten mit größter Selbstzufriedenheit dem Volke zeigt. Die Spazierfahrt im Corso wird zahlreicher; doch die

allgemeine Erwartung ist auf die letzten acht Tage gerichtet.

Vorbereitungen auf die letzten Tage.

Mancherley Vorbereitungen verkündigen dem Publicum diese paradiesischen Stunden.

Der Corso, eine von den wenigen Straßen in Rom, welche das ganze Jahr rein gehalten werden, wird nun sorgfältiger gekehrt und gereiniget. Man ist beschäftigt, das schöne, aus kleinen, viereckigt zugehauenen, ziemlich gleichen Basaltstücken zusammengesetzte Pflaster, wo es nur einigermaßen abzuweichen scheint, auszuheben und die Basaltkeile wieder neu in Stand zu setzen.

Außer diesem zeigen sich auch lebendige Vorboten. Jeder Carnevals-Abend schließt sich, wie wir schon erwähnt haben, mit einem Wettrennen. Die Pferde, welche man zu diesem Endzweck unterhält, sind meistentheils

+ 1846 vom 14. Febr. – 24. Febr. [illegible]

klein, und werden, wegen fremder Herkunft der besten unter ihnen, Barberi genennt.

Ein solches Pferdchen wird mit einer Decke von weißer Leinwand, welche am Kopf, Hals und Leib genau anschließt, und auf den Nähten mit bunten Bändern besetzt ist, vor dem Obelisk an die Stelle gebracht, wo es in der Folge auslaufen soll. Man gewöhnt es, den Kopf gegen den Corso gerichtet, eine Zeitlang still zu stehen, führt es alsdann sachte die Straße hin und giebt ihm oben am venetianischen Pallast ein wenig Hafer, damit es ein Interesse empfinde, seine Bahn desto geschwinder zu durchlaufen.

Da diese Uebung mit den meisten Pferden, deren oft funfzehn bis zwanzig an der Zahl sind, wiederholt und eine solche Promenade immer von einer Anzahl lustig schreyender Knaben begleitet wird; so giebt es schon einen Vorschmack von einem größern Lärm und Jubel, der bald folgen soll.

Ehemals nährten die ersten römischen Häuser dergleichen Pferde in ihren Marställen; man schätzte sich es zur Ehre, wenn ein solches den Preis davon tragen konnte. Es wurden Wetten angestellt, und der Sieg durch ein Gastmahl verherrlicht.

In den letzten Zeiten hingegen hat diese Liebhaberey sehr abgenommen, und der Wunsch, durch seine Pferde Ruhm zu erlangen, ist in die mittlere, ja in die unterste Klasse des Volks herabgestiegen.

Aus jenen Zeiten mag sich noch die Gewohnheit herschreiben, daß der Trupp Reiter, welcher, von Trompetern begleitet, in diesen Tagen die Preise in ganz Rom herumzeigt, in die Häuser der Vornehmen hineinreitet, und nach einem geblasenen Trompeterstückchen ein Trinkgeld empfängt.

Der Preis bestehet aus einem etwa drittehalb Ellen langen, und nicht gar eine Elle

breiten Stück Gold- oder Silberstoff, das an einer bunten Stange wie eine Flagge befestigt schwebt und an dessen unterm Ende das Bild einiger rennenden Pferde quer eingewirkt ist.

Es wird dieser Preis Palio genannt, und so viel Tage das Carneval dauert, so viele solcher Quasi-Standarten werden von dem erst erwähnten Zug durch die Straßen von Rom aufgezeigt.

Inzwischen fängt auch der Corso an, seine Gestalt zu verändern; der Obelisk wird nun die Gränze der Straße. Vor demselben wird ein Gerüste mit vielen Sitzreyhen über einander aufgeschlagen, welches gerade in den Corso hineinsieht. Vor dem Gerüste werden die Schranken errichtet, zwischen welche man künftig die Pferde zum Ablaufen bringen soll.

An beyden Seiten werden ferner große Gerüste gebaut, welche sich an die ersten Häuser des Corso anschließen, und auf diese Weise die

Straße in den Platz herein verlängern. An beyden Seiten der Schranken stehen kleine, erhöhte und bedeckte Bogen für die Personen, welche das Ablaufen der Pferde reguliren sollen.

Den Corso hinauf sieht man vor manchen Häusern ebenfalls Gerüste aufgerichtet. Die Plätze von Sanct Carlo und der antoninischen Säule werden durch Schranken von der Straße abgesondert, und alles bezeichnet genug, daß die ganze Feyerlichkeit sich in dem langen und schmalen Corso einschränken solle und werde.

Zuletzt wird die Straße in der Mitte mit Puzzolane bestreut, damit die wettrennenden Pferde auf dem glatten Pflaster nicht so leicht ausgleiten mögen.

Signal der vollkommnen Carnevals-Freyheit.

So findet die Erwartung sich jeden Tag genährt und beschäftigt, bis endlich eine Glocke

vom Capitol, bald nach Mittage das Zeichen giebt, es sey erlaubt, unter freyem Himmel thöricht zu seyn. *

In diesem Augenblick legt der ernsthafte Römer, der sich das ganze Jahr sorgfältig vor jedem Fehltritt hütet, seinen Ernst und seine Bedächtigkeit auf einmal ab.

Die Pflasterer, die bis zum letzten Augenblicke geklappert haben, packen ihr Werkzeug auf und machen der Arbeit scherzend ein Ende. Alle Balcone, alle Fenster werden nach und nach mit Teppichen behängt, auf den Pflastererhöhungen zu beiden Seiten der Straße werden Stühle herausgesetzt, die geringern Hausbewohner, alle Kinder sind auf der Straße, die nun aufhört eine Straße zu seyn; sie gleicht vielmehr einem großen Festsaal, einer ungeheuren ausgeschmückten Gallerie.

Denn wie alle Fenster mit Teppichen behängt sind, so stehen auch alle Gerüste mit al-

* Goethe erwähnt nicht die Judenhuldigung auf dem Capitole, am ersten Tage des Carnevals (Stah. II. 479–485)

ten gewirkten Tapeten beschlagen; die vielen Stühle vermehren den Begriff von Zimmer, und der freundliche Himmel erinnert selten, daß man ohne Dach sey.

So scheint die Straße nach und nach immer wohnbarer. Indem man aus dem Hause tritt, glaubt man nicht im Freyen und unter Fremden, sondern in einem Saale unter Bekannten zu seyn.

Wache.

Indessen daß der Corso immer belebter wird, und unter den vielen Personen, die in ihren gewöhnlichen Kleidern spazieren, sich hier und da ein Pulcinell zeigt, hat sich das Militär vor der Porta del Popolo versammlet. Es zieht, angeführt von dem General zu Pferde, in guter Ordnung und neuer Montur mit klingendem Spiel den Corso herauf, und besetzt sogleich alle Eingänge in denselben, er-

richtet ein paar Wachen auf den Hauptplätzen, und übernimmt die Sorge für die Ordnung der ganzen Anstalt.

Die Verleiher der Stühle und Gerüste rufen nun emsig den Vorbeigehenden an: Luoghi! Luoghi Patroni! Luoghi!

Masken.✝

Nun fangen die Masken an, sich zu vermehren. Junge Männer geputzt in Festtagskleidern der Weiber aus der untersten Klasse, mit entblößtem Busen und frecher Selbstgenügsamkeit, lassen sich meist zuerst sehen. Sie liebkosen die begegnenden Männer, thun gemein und vertraut mit den Weibern als mit ihres Gleichen, treiben sonst, was ihnen Laune, Witz oder Unart eingeben.

Wir erinnern uns unter andern eines jungen Menschen, der die Rolle einer leidenschaftlichen, zanksüchtigen und auf keine Weise zu

✝ Siehe II. 504–508 Beschreibung von Masken. 518–521

beruhigenden Frau vortreflich spielte und so sich den ganzen Corso hinab zankte, jedem etwas anhängte, indeß seine Begleiter sich alle Mühe zu geben schienen, ihn zu besänftigen.

Hier kommt ein Pulcinell gelaufen, dem ein großes Horn an bunten Schnüren um die Hüften gaukelt. Durch eine geringe Bewegung, indem er sich mit den Weibern unterhält, weiß er die Gestalt des alten Gottes der Gärten in dem heiligen Rom kecklich nachzuahmen, und seine Leichtfertigkeit erregt mehr Lust als Unwillen. Hier kommt ein anderer seines Gleichen, der, bescheidner und zufriedner, seine schöne Hälfte mit sich bringt.

Da die Frauen eben so viel Lust haben, sich in Mannskleidern zu zeigen, als die Männer sich in Frauenskleidern sehen zu lassen; so haben sie die beliebte Tracht des Pulcinells sich anzupassen nicht verfehlt, und man muß bekennen, daß es ihnen gelingt,

in dieser Zwittergestalt oft höchst reitzend zu seyn.

Mit schnellen Schritten, deklamirend, wie vor Gericht, drängt sich ein Advokat durch die Menge; er schreyt an die Fenster hinauf, packt maskirte und unmaskirte Spaziergänger an, droht einem jeden mit einem Prozeß, macht bald jenem eine lange Geschichtserzählung von lächerlichen Verbrechen, die er begangen haben soll, bald diesem eine genaue Specification seiner Schulden. Die Frauen schilt er wegen ihrer Cicisbeen, die Mädchen wegen ihrer Liebhaber; er beruft sich auf ein Buch, das er bey sich führt, producirt Documente, und das alles mit einer durchdringenden Stimme und geläufigen Zunge. Er sucht jedermann zu beschämen und confus zu machen. Wenn man denkt, er höre auf, so fängt er erst recht an; denkt man, er gehe weg, so kehrt er um; auf den einen geht er gerade los, und

spricht ihn nicht an, er packt einen andern, der schon vorbey ist; kommt nun gar ein Mitbruder ihm entgegen, so erreicht die Tollheit ihren höchsten Grad.

Aber lange können sie die Aufmerksamkeit des Publicums nicht auf sich ziehen; der tollste Eindruck wird gleich von Menge und Mannichfaltigkeit wieder verschlungen.

Besonders machen die Quacqueri zwar nicht so viel Lärm, doch eben so viel Aufsehen als die Advokaten. Die Maske der Quacqueri scheint so allgemein geworden zu seyn, durch die Leichtigkeit auf dem Trödel altfränkische Kleidungsstücke finden zu können.

Die Haupterfordernisse dieser Maske sind: daß die Kleidung zwar altfränkisch, aber wohlerhalten und von edlem Stoff sey. Man sieht sie selten anders, als mit Sammt oder Seide bekleidet, sie tragen brokatene oder gestickte Westen, und der Natur nach muß der Quacquero

quero dickleibig seyn; seine Gesichtsmaske ist ganz, mit Pausbacken und kleinen Augen; seine Perrücke hat wunderliche Zöpfchen; sein Hut ist klein und meistens bordirt.

Man siehet, daß sich diese Figur sehr dem Buffo carricato der komischen Oper nähert, und wie dieser meistentheils einen läppischen, verliebten, betrogenen Thoren vorstellt, so zeigen sich auch diese als abgeschmackte Stutzer. Sie hüpfen mit großer Leichtigkeit auf den Zehen hin und her, führen große schwarze Ringe ohne Glas statt den Lorgnetten, womit sie in alle Wagen hineingucken, nach allen Fenstern hinaufblicken. Sie machen gewöhnlich einen steifen tiefen Bückling, und ihre Freude, besonders wenn sie sich einander begegnen, geben sie dadurch zu erkennen, daß sie mit gleichen Füßen mehrmals gerade in die Höhe hüpfen und einen hellen durchdringenden unartikulirten Laut von

sich geben, der mit den Consonanten *brr* verbunden ist.

Oft geben sie sich durch diesen Ton das Zeichen, und die nächsten erwiedern das Signal, so daß in kurzer Zeit dieses Geschrille den ganzen Corso hin- und wiederläuft.

Muthwillige Knaben blasen indeß in große gewundne Muscheln und beleidigen das Ohr mit unerträglichen Tönen.

Man sieht bald, daß bey der Enge des Raums, bey der Aehnlichkeit so vieler Maskenkleidungen, (denn es mögen immer einige hundert Pulcinelle und gegen hundert Quacqueri im Corso auf- und niederlaufen) wenige die Absicht haben können, Aufsehn zu erregen oder bemerkt zu werden. Auch müssen diese früh genug im Corso erscheinen. Vielmehr geht ein jeder nur aus, sich zu vergnügen, seine Tollheit auszulassen und der Freyheit dieser Tage auf das beste zu genießen.

Besonders suchen und wissen die Mädchen und Frauen sich in dieser Zeit nach ihrer Art lustig zu machen. Jede sucht nur aus dem Hause zu kommen, sich, auf welche Art es sey, zu vermummen, und weil die wenigsten in dem Fall sind, viel Geld aufwenden zu können; so sind sie erfinderisch genug, allerley Arten auszudenken, wie sie sich mehr verstecken als zieren.

Sehr leicht sind die Masken von Bettlern und Bettlerinnen zu schaffen; schöne Haare werden vorzüglich erfordert, dann eine ganz weiße Gesichtsmaske, ein irdenes Töpfchen an einem farbigen Bande, ein Stab und ein Hut in der Hand. Sie treten mit demüthiger Geberde unter die Fenster und vor jeden hin, und empfangen statt Almosen Zuckerwerk, Nüsse und was man ihnen sonst artiges geben mag.

Andere machen sich es noch bequemer, hül-

len sich in Pelze oder erscheinen in einer artigen Haustracht nur mit Gesichtsmasken. Sie gehen meistentheils ohne Männer, und führen als Off- und Defensiv-Waffe ein Besenchen aus der Blüthe eines Rohrs gebunden, womit sie theils die Ueberlästigen abwehren, theils auch, muthwillig genug, Bekannten und Unbekannten, die ihnen ohne Masken entgegen kommen, im Gesicht herumfahren.

Wenn einer, auf den sie es gemünzt haben, zwischen vier oder fünf solcher Mädchen hineinkommt, weiß er sich nicht zu retten. Das Gedränge hindert ihn zu fliehen, und wo er sich hin wendet, fühlt er die Besenchen unter der Nase. Sich ernstlich gegen diese oder andere Neckereyen zu wehren, würde sehr gefährlich seyn, weil die Masken unverletzlich sind, und jede Wache ihnen beyzustehen beordert ist.

Eben so müssen die gewöhnlichen Kleidun-

gen aller Stände als Masken dienen. Stallknechte mit ihren großen Bürsten, kommen, einem jeden, wenn es ihnen beliebt, den Rükken auszukehren. Vetturine bieten ihre Dienste mit ihrer gewöhnlichen Zudringlichkeit an. Zierlicher sind die Masken der Landmädchen, Fraskataneriunen, Fischer, Neapolitaner Schiffer, Neapolitanischer Sbirren und Griechen.

Manchmal wird eine Maske vom Theater nachgeahmt. Einige machen sichs sehr bequem, indem sie sich in Teppiche oder Leintücher hüllen, die sie über dem Kopfe zusammen binden.

Die weiße Gestalt pflegt gewöhnlich andern in den Weg zu treten und vor ihnen zu hüpfen, und glaubt auf diese Weise ein Gespenst vorzustellen. Einige zeichnen sich durch sonderbare Zusammensetzungen aus, und der Tabbarro wird immer für die edelste

Maske gehalten, weil sie sich gar nicht auszeichnet.

Witzige und satyrische Masken sind sehr selten, weil diese schon Endzweck haben, und bemerkt seyn wollen. Doch sah man einen Pulcinell als Hahnrey. Die Hörner waren beweglich, er konnte sie wie eine Schnecke heraus- und hineinziehen. Wenn er unter ein Fenster vor neu Verheirathete trat, und Ein Horn nur wenig sehen ließ, oder vor einem andern, beyde Hörner recht lang steckte und die an den obern Spitzen befestigten Schellen recht wacker klingelten, entstand auf Augenblicke eine heitere Aufmerksamkeit des Publicums und manchmal ein großes Gelächter.

Ein Zauberer mischt sich unter die Menge, läßt das Volk ein Buch mit Zahlen sehn, und erinnert es an seine Leidenschaft zum Lottospiel.

Mit zwey Gesichtern steckt einer im Ge-

dränge: man weiß nicht, welches sein Vordertheil, welches sein Hintertheil ist, ob er kommt, ob er geht.

Der Fremde muß sich auch gefallen lassen, in diesen Tagen verspottet zu werden. Die langen Kleider der Nordländer, die großen Knöpfe, die wunderlichen runden Hüte, fallen den Römern auf, und so wird ihnen der Fremde eine Maske.

Weil die fremden Mahler, besonders die, welche Landschaften und Gebäude studieren, in Rom überall öffentlich sitzen und zeichnen, so werden sie auch unter der Carnevals-Menge emsig vorgestellt, und zeigen sich mit großen Portefeuillen, langen Sürtouts und colassalischen Reisfedern sehr geschäftig.

Die deutschen Beckerknechte zeichnen sich in Rom gar oft betrunken aus, und sie werden auch mit einer Flasche Wein in ihrer eigentlichen oder auch etwas verzierten Tracht taumelnd vorgestellt.

Wir erinnern uns einer einzigen anzüglichen Maske.

Es sollte ein Obelisk vor der Kirche Trinita del monte aufgerichtet werden. Das Publikum war nicht sehr damit zufrieden, theils weil der Platz eng ist, theils weil man dem kleinen Obelisk, um ihn in eine gewisse Höhe zu bringen, ein sehr hohes Piedestal unterbauen mußte. Es nahm daher einer den Anlaß, ein großes weißes Piedestal als Mütze zu tragen, auf welchem oben ein ganz kleiner röthlicher Obelisk befestigt war. An dem Piedestal standen große Buchstaben, deren Sinn vielleicht nur wenige erriethen.

Kutschen.

Indessen die Masken sich vermehren, fahren die Kutschen nach und nach in den Corso hinein, in derselben Ordnung, wie wir sie oben beschrieben haben, als von der sonn- und fest-

tägigen Spazierfahrt die Rede war; nur mit dem Unterschied, daß gegenwärtig die Fuhrwerke, welche vom venetianischen Pallast an der linken Seite herunterfahren, da, wo die Straße des Corso aufhört, wenden, und sogleich an der andern Seite wieder herauffahren.

Wir haben schon oben angezeigt, daß die Straße, wenn man die Erhöhungen für die Fußgänger abrechnet, an den meisten Orten wenig über drey Wagenbreiten hat.

Die Seitenerhöhungen sind alle mit Gerüsten versperrt, mit Stühlen besetzt, und viele Zuschauer haben schon ihre Plätze eingenommen. An Gerüsten und Stühlen geht ganz nahe eine Wagenreihe hinunter, und an der andern Seite hinauf. Die Fußgänger sind in eine Breite von höchstens acht Fuß zwischen den beiden Reihen eingeschlossen; jeder drängt sich hin- und herwärts so gut er kann, und

von allen Fenstern und Balconen sieht wieder eine gedrängte Menge auf das Gedränge herunter.

In den ersten Tagen sieht man meist nur die gewöhnlichen Equipagen; denn jeder verspart auf die folgenden, was er zierliches oder prächtiges allenfalls aufführen will. Gegen Ende des Carnevals kommen mehr offene Wagen zum Vorschein, deren einige sechs Sitze haben: zwey Damen sitzen erhöht gegen einander über, so daß man ihre ganze Gestalt sehen kann, vier Herren nehmen die vier übrigen Sitze der Winkel ein, Kutscher und Bediente sind maskirt, die Pferde mit Flohr und Blumen geputzt.

Oft steht ein schöner, weißer, mit rosenfarbnen Bändern gezierter Pudel dem Kutscher zwischen den Füßen, an dem Geschirre klingen Schellen, und die Aufmerksamkeit des Publicums wird einige Augenblicke auf diesen Aufzug geheftet.

Man kann leicht denken, daß nur schöne Frauen sich so vor dem ganzen Volke zu erhöhen wagen, und daß nur die Schönste ohne Gesichtsmaske sich sehen läßt. Wo sich denn aber auch der Wagen nähert, der gewöhnlich langsam genug fahren muß, sind alle Augen darauf gerichtet, und sie hat die Freude von manchen Seiten zu hören: O quanto è bella!

Ehemals sollen diese Prachtwagen weit häufiger und kostbarer, auch durch mythologische und allegorische Vorstellungen interessanter gewesen seyn; neuerdings aber scheinen die Vornehmern, es sey nun aus welchem Grunde es wolle, verlohren in dem Ganzen, das Vergnügen, das sie noch bey dieser Feierlichkeit finden, mehr genießen, als sich vor andern auszeichnen zu wollen.

Je weiter das Carneval vorrückt, desto lustiger sehen die Equipagen aus.

Selbst ernsthafte Personen, welche ohnmaß-

kirt in den Wagen sitzen, erlauben ihren Kutschern und Bedienten sich zu maskiren. Die Kutscher wählen meistentheils die Frauentracht, und in den letzten Tagen scheinen nur Weiber die Pferde zu regieren. Sie sind oft anständig, ja reitzend gekleidet; dagegen macht denn auch ein breiter häßlicher Kerl, in völlig neumodischem Putz, mit hoher Frisur und Federn, eine große Carricatur; und wie jene Schönheiten ihr Lob zu hören hatten, so muß er sich gefallen lassen, daß ihm einer unter die Nase tritt und ihm zuruft: O fratello mio che brutta puttana sei!

Gewöhnlich erzeigt der Kutscher einer oder ein paar seiner Freundinnen den Dienst, wenn er sie im Gedränge antrift, sie auf den Bock zu heben. Diese sitzen denn gewöhnlich in Mannstracht an seiner Seite, und oft gaukeln dann die niedlichen Pulcinellbeinchen mit kleinen Füßchen und hohen Absätzen den Vorübergehenden um die Köpfe.

Eben so machen es die Bedienten und neh-
men ihre Freunde und Freundinnen hinten auf
den Wagen, und es fehlt nichts, als daß sie
sich noch, wie auf die englischen Landkutschen,
oben auf den Kasten setzten.

Die Herrschaften selbst scheinen es gerne zu
sehen, wenn ihre Wagen recht bepackt sind;
alles ist in diesen Tagen vergönnt und schicklich.

Gedränge.

Man werfe nun einen Blick über die lange
und schmale Straße, wo von allen Balconen
und aus allen Fenstern, über lang herabhän-
gende bunte Teppiche, gedrängte Zuschauer
auf die mit Zuschauern angefüllten Gerüste,
auf die langen Reihen besetzter Stühle an
beyden Seiten der Straße herunterschauen.
Zwei Reihen Kutschen bewegen sich langsam
in dem mittlern Raum, und der Platz, den
allenfalls eine dritte Kutsche einnehmen könnte,

ist ganz mit Menschen ausgefüllt, welche nicht hin und wieder gehen, sondern sich hin und wieder schieben. Da die Kutschen, so lang' als es nur möglich ist, sich immer ein wenig von einander abhalten, um nicht bei jeder Stockung gleich auf einander zu fahren, so wagen sich viele der Fußgänger, um nur einigermaßen Luft zu schöpfen, aus dem Gedränge der Mitte zwischen die Räder des vorausfahrenden und die Deichsel und Pferde des nachfahrenden Wagens, und je größer die Gefahr und Beschwerlichkeit der Fußgänger wird, desto mehr scheint ihre Laune und Kühnheit zu steigen.

Da die meisten Fußgänger, welche zwischen den beyden Kutschenreihen sich bewegen, um ihre Glieder und Kleidungen zu schonen, die Räder und Achsen sorgfältig vermeiden; so lassen sie gewöhnlich mehr Platz zwischen sich und den Wagen, als nöthig ist; wer nun mit

der langsamen Masse sich fortzubewegen nicht länger ausstehen mag, und Muth hat, zwischen den Rädern und Fußgängern, zwischen der Gefahr und dem, der sich davor fürchtet, durchzuschlüpfen, der kann in kurzer Zeit einen großen Weg zurücklegen, bis er sich wieder durch ein anderes Hinderniß aufgehalten sieht.

Schon gegenwärtig scheint unsere Erzählung außer den Gränzen des Glaubwürdigen zu schreiten, und wir würden kaum wagen fortzufahren, wenn nicht so viele, die dem römischen Carneval beygewohnt, bezeugen könnten, daß wir uns genau an der Wahrheit gehalten, und wenn es nicht ein Fest wäre, das sich jährlich wiederholt und das von manchem, mit diesem Buche in der Hand, künftig betrachtet werden wird.

Denn was werden unsere Leser sagen, wenn wir ihnen erklären, alles bisher erzählte sey nur gleichsam der erste Grad des Gedränges, des Getümmels, des Lärmens und der Ausgelassenheit.

Stuhr 496

Zug des Gouverneurs und Senators.

Indem die Kutschen sachte vorwärts rücken, und, wenn es eine Stockung giebt, stille halten, werden die Fußgänger auf mancherley Weise geplagt.

Einzeln reitet die Garde des Papstes durch das Gedränge hin und wieder, um die zufälligen Unordnungen und Stockungen der Wagen ins Geleis zu bringen, und indem einer den Kutschpferden ausweicht, fühlt er, ehe er sichs versieht, den Kopf eines Reitpferdes im Nacken; allein es folgt eine größere Unbequemlichkeit.

Der Gouverneur fährt in einem großen Staatswagen mit einem Gefolge von mehreren Kutschen durch die Mitte zwischen den beyden Reihen der übrigen Wagen durch. Die Garde des Papstes und die vorausgehenden Bedienten warnen und machen Platz, und dieser Zug nimmt für den Augenblick die ganze Breite

ein,

ein, die kurz vorher den Fußgängern noch übrig blieb. Sie drängen sich, so gut sie können, zwischen die übrigen Wagen hinein, und auf eine oder die andere Weise bey Seite. Und wie das Wasser, wenn ein Schiff durchfährt, sich nur einen Augenblick trennt, und hinter dem Steuerruder gleich wieder zusammenstürzt; so strömt auch die Masse der Masken und der übrigen Fußgänger hinter dem Zuge gleich wieder in Eins zusammen. Nicht lange, so stört eine neue Bewegung die gedrängte Gesellschaft.

Der Senator rückt mit einem ähnlichen Zuge heran; sein großer Staatswagen und die Wagen seines Gefolges schwimmen wie auf den Köpfen der erdrückten Menge, und wenn jeder Einheimische und Fremde von der Liebenswürdigkeit des gegenwärtigen Senators, des Prinzen Rezzonico, eingenommen und bezaubert wird, so ist vielleicht dieses der ein-

zige Fall, wo eine Masse von Menschen sich glücklich preist, wenn er sich entfernt.

Wenn diese beyden Züge der ersten Gerichts- und Policeyherren von Rom, nur um das Carneval feyerlich zu eröffnen, den ersten Tag durch den Corso gedrungen waren, fuhr der Herzog von Albanien täglich, zu großer Unbequemlichkeit der Menge, gleichfalls diesen Weg, und erinnerte zur Zeit der allgemeinen Mummerei die alte Beherrscherin der Könige an das Fastnachtsspiel seiner königlichen Prätensionen.

Die Gesandten, welche das gleiche Recht haben, bedienen sich dessen sparsam und mit einer humanen Discretion.

Schöne Welt am Pallast Ruspoli.

Aber nicht allein durch diese Züge wird die Circulation des Corso unterbrochen und gehindert; am Pallast Ruspoli und in dessen

Nähe, wo die Straße um nichts breiter wird, sind die Pflasterwege an beyden Seiten mehr erhöht. Dort nimmt die schöne Welt ihren Platz, und alle Stühle sind bald besetzt oder besprochen. Die schönsten Frauenzimmer der Mittelklasse, reizend maskirt, umgeben von ihren Freunden, zeigen sich dort dem vorübergehenden neugierigen Auge. Jeder, der in die Gegend kommt, verweilt, um die angenehmen Reihen zu durchschauen; jeder ist neugierig unter den vielen männlichen Gestalten, die dort zu sitzen scheinen, die weiblichen heraus zu suchen und vielleicht in einem niedlichen Officier den Gegenstand seiner Sehnsucht zu entdecken. Hier an diesem Flecke stockt die Bewegung zuerst; denn die Kutschen verweilen so lange sie können in dieser Gegend, und wenn man zuletzt halten soll, will man doch lieber in dieser angenehmen Gesellschaft bleiben.

Confetti.

Wenn unsere Beschreibung bisher nur den Begriff von einem engen, ja beynahe ängstlichen Zustande gegeben hat; so wird sie einen noch sonderbarern Eindruck machen, wenn wir ferner erzählen, wie diese gedrängte Lustbarkeit, durch eine Art von kleinem, meist scherzhaftem, oft aber nur allzuernstlichem Kriege in Bewegung gesetzt wird.

Wahrscheinlich hat einmal zufällig eine Schöne ihren vorbeygehenden guten Freund, um sich von ihm unter der Menge und Maske bemerken zu machen, mit verzuckerten Körnern angeworfen, da denn nichts natürlicher ist, als daß der Getroffene sich umkehre, und die lose Freundinn entdecke; dieses ist nun ein allgemeiner Gebrauch, und man sieht oft nach einem Wurfe ein paar freundliche Gesichter sich einander begegnen. Allein man ist theils zu

haushälterisch, um wirkliches Zuckerwerk zu verschwenden, theils hat der Mißbrauch desselben einen größern und wohlfeilern Vorrath nöthig gemacht.

Es ist nun ein eignes Gewerbe, Gipszeltlein, durch den Trichter gemacht, die den Schein von Drageen haben, in großen Körben zum Verkauf, mitten durch die Menge zu tragen.

Niemand ist vor einem Angriff sicher; jedermann ist im Vertheidigungsstande, und so entsteht aus Muthwillen oder Nothwendigkeit, bald hier bald da ein Zweikampf, ein Scharmützel oder eine Schlacht. Fußgänger, Kutschenfahrer, Zuschauer aus Fenstern, von Gerüsten oder Stühlen, greifen einander wechselsweise an, und vertheidigen sich wechselsweise.

Die Damen haben vergoldete und versilberte Körbchen voll dieser Körner, und die Begleiter wissen ihre Schönen sehr wacker zu

[illegible]

vertheidigen. Mit niedergelassenen Kutschen-fenstern erwartet man den Angrif, man scherzt mit seinen Freunden, und wehrt sich hartnäckig gegen Unbekannte.

Nirgends aber wird dieser Streit ernstlicher und allgemeiner, als in der Gegend des Pallasts Ruspoli. Alle Masken, die sich dort niedergelassen haben, sind mit Körbchen, Säckchen, zusammengebundnen Schnupftüchern versehen. Sie greifen öfterer an als sie angegriffen werden; keine Kutsche fährt ungestraft vorbey, ohne daß ihr nicht wenigstens einige Masken etwas anhängen. Kein Fußgänger ist vor ihnen sicher; besonders wenn sich ein Abbate im schwarzen Rocke sehen läßt, werfen alle von allen Seiten auf ihn, und weil Gips und Kreide, wohin sie treffen, abfärben; so sieht ein solcher bald über und über weiß und grau punktirt aus. Oft aber werden die Händel sehr ernsthaft und allgemein, und man sieht

mit Erstaunen, wie Eifersucht und persönlicher Haß sich freyen Lauf lassen.

Unbemerkt schleicht sich eine vermummte Figur heran, und trifft mit einer Hand voll Confetti eine der ersten Schönheiten so heftig, und so gerade, daß die Gesichtsmaske wiederschallt, und ihr schöner Hals verletzt wird. Ihre Begleiter zu beyden Seiten werden heftig aufgereizt, aus ihren Körbchen und Säckchen stürmen sie gewaltig auf den Angreifenden los; er ist aber so gut vermummt, zu stark geharnischt, als daß er ihre wiederholten Würfe empfinden sollte. Je sicherer er ist, desto heftiger setzt er seinen Angrif fort; die Vertheidiger decken das Frauenzimmer mit den Tabbaros zu, und weil der Angreifende in der Heftigkeit des Streits auch die Nachbarn verletzt und überhaupt durch seine Grobheit und Ungestüm jedermann beleidigt, so nehmen die Umhersitzenden Theil an diesem Streit, sparen

ihre Gipskörner nicht, und haben meistentheils auf solche Fälle eine etwas größere Munition, ohngefähr wie verzuckerte Mandeln, in Reserve, wodurch der Angreifende zuletzt so zugedeckt und von allen Seiten her überfallen wird, daß ihm nichts als die Retraite übrig bleibt, besonders wenn er sich verschossen haben sollte.

Gewöhnlich hat einer, der auf ein solches Abentheuer ausgeht, einen Sekundanten bey sich, der ihm Munition zusteckt, inzwischen daß die Männer, welche mit solchen Gips-Confetti handeln, während des Streits, mit ihren Körben geschäftig sind, und einem jeden, so viel Pfund er verlangt, eilig zuwiegen.

Wir haben selbst einen solchen Streit in der Nähe gesehn, wo zuletzt die Streitenden, aus Mangel an Munition, sich die vergoldeten Körbchen an die Köpfe warfen, und sich durch die Warnungen der Wachen, welche selbst heftig mit getroffen wurden, nicht abhalten ließen.

Gewiß würde mancher solche Handel mit Messerstichen sich endigen, wenn nicht die an mehreren Ecken aufgezogenen Corden, die bekannten Strafwerkzeuge italiänischer Policey, jeden mitten in der Lustbarkeit erinnerten, daß es in diesem Augenblicke sehr gefährlich sey, sich gefährlicher Waffen zu bedienen.

Unzählig sind diese Händel und die meisten mehr lustig als ernsthaft.

So kommt z. E. ein offner Wagen voll Pulcinellen gegen Ruspoli heran. Er nimmt sich vor, indem er bey den Zuschauern vorbeyfährt, alle nach einander zu treffen; allein unglücklicher Weise ist das Gedränge zu groß, und er bleibt in der Mitte stecken. Die ganze Gesellschaft wird auf einmal Eines Sinnes, und von allen Seiten hagelt es auf den Wagen los. Die Pulcinelle verschießen ihre Munition, und bleiben eine gute Weile dem kreuzenden Feuer von allen Seiten ausgesetzt, so

daß der Wagen am Ende ganz wie mit Schnee und Schlossen bedeckt, unter einem allgemeinen Gelächter und von Tönen des Mißbilligens begleitet, sich langsam entfernt.

Dialog am obern Ende des Corso.

Indessen in dem Mittelpunkte des Corso diese lebhaften und heftigen Spiele einen großen Theil der schönen Welt beschäftigen, findet ein anderer Theil des Publicums an dem obern Ende des Corso eine andere Art von Unterhaltung.

Unweit der französischen Akademie, tritt in spanischer Tracht, mit Federhut, Degen und großen Handschuhen, unversehens mitten aus den von einem Gerüste zuschauenden Masken, der sogenannte Capitano des italiänischen Theaters auf, und fängt an seine große Thaten zu Land und Wasser in emphatischem Ton zu erzählen. Es währt nicht lange, so

erhebt sich gegen ihm über ein Pulcinell, bringt Zweifel und Einwendungen vor, und indem er ihm alles zuzugeben scheint, macht er die Großsprecherey jenes Helden durch Wortspiele und eingeschobene Plattheiten lächerlich.

Auch hier bleibt jeder Vorbeygehende stehen, und hört dem lebhaften Wortwechsel zu.

Pulcinellen-König.

Ein neuer Aufzug vermehret oft das Gedränge. Ein Dutzend Pulcinelle thun sich zusammen, erwählen einen König, krönen ihn, geben ihm ein Zepter in die Hand, begleiten ihn mit Musik, und führen ihn unter lautem Geschrei auf einem verzierten Wägelchen den Corso herauf. Alle Pulcinelle springen herbey, wie der Zug vorwärts geht, vermehren das Gefolge, und machen sich mit Geschrey und Schwenken der Hüte Platz.

Alsdann bemerkt man erst, wie jeder diese allgemeine Maske zu vermannichfaltigen sucht. Der eine trägt eine Perrücke, der andere eine Weiberhaube zu seinem schwarzen Gesicht, der dritte hat statt der Mütze einen Käfig auf dem Kopfe, in welchem ein paar Vögel, als Abbate und Dame gekleidet, auf den Stängelchen hin und wieder hüpfen.

Nebenstraßen.

Das entsetzliche Gedränge, das wir unsern Lesern so viel als möglich zu vergegenwärtigen gesucht haben, zwingt natürlicher Weise eine Menge Masken aus dem Corso hinaus in die benachbarten Straßen. Da gehen verliebte Paare ruhiger und vertrauter zusammen, da finden lustige Gesellen Platz, allerley tolle Schauspiele vorzustellen.

Eine Gesellschaft Männer in der Sonntagstracht des gemeinen Volkes, in kurzen Wäm-

sern mit goldbesetzten Westen darunter, die Haare in ein lang herunter hängendes Netz gebunden, gehen mit jungen Leuten, die sich als Weiber verkleidet haben, hin und wieder spazieren. Eine von den Frauen scheint hoch schwanger zu seyn, sie gehen friedlich auf und nieder. Auf einmal entzweien sich die Männer, es entstehet ein lebhafter Wortwechsel, die Frauen mischen sich hinein, der Handel wird immer ärger, endlich ziehen die Streitenden große Messer von versilberter Pappe und fallen einander an. Die Weiber halten sie mit gräßlichem Geschrei aus einander, man zieht den Einen da, den Andern dort hin, die Umstehenden nehmen Theil, als wenn es Ernst wäre, man sucht jede Parthey zu besänftigen.

Indessen befindet sich die hochschwangere Frau durch den Schrecken übel; es wird ein Stuhl herbey gebracht, die übrigen Weiber stehen ihr bey, sie geberdet sich jämmerlich,

und ehe man sichs versieht, bringt sie zu großer Erlustigung der Umstehenden irgend eine unförmliche Gestalt zur Welt. Das Stück ist aus und die Truppe zieht weiter, um dasselbe oder ein ähnliches Stück an einem andern Platze vorzustellen.

So spielt der Römer, dem die Mordgeschichten immer vor der Seele schweben, gern bey jedem Anlaß mit den Ideen von Amazziren. Sogar die Kinder haben ein Spiel, das sie Chiesa nennen, welches mit unserm Frisch-auf in allen Ecken übereinkommt, eigentlich aber einen Mörder vorstellt, der sich auf die Stufe einer Kirche geflüchtet hat; die übrigen stellen die Sbirren vor und suchen ihn auf allerley Weise zu fangen, ohne jedoch den Schutzort betreten zu dürfen.

So geht es denn in den Seitenstraßen, besonders der Strada Babuina und auf dem Spanischen Platze, ganz lustig zu.

Auch kommen die Quacqueri zu Schaaren, um ihre Galanterien freier anzubringen.

Sie haben ein Manövre, welches jeden zu lachen macht. Sie kommen zu zwölf Mann hoch ganz strak auf den Zehen mit kleinen und schnellen Schritten anmarschirt, formiren eine sehr gerade Fronte; auf einmal, wenn sie auf einen Platz kommen, bilden sie, mit rechts oder links um, eine Colonne und trippeln nun hinter einander weg. Auf einmal wird, mit rechts um, die Fronte wieder hergestellt, und so gehts eine Straße hinein; dann ehe man sichs versieht, wieder links um: die Colonne ist wie an einen Spieß zu einer Hausthüre hineingeschoben und die Thoren sind verschwunden.

Abend.

Nun geht es nach dem Abend zu, und alles drängt sich immer mehr in den Corso hin-

ein. Die Bewegung der Kutschen stockt schon lange, ja es kann geschehen, daß zwey Stunden vor Nacht schon kein Wagen mehr von der Stelle kann.

Die Garde des Papstes und die Wachen zu Fuß sind nun beschäftigt, alle Wagen, so weit es möglich, von der Mitte ab, und in eine ganz gerade Reihe zu bringen, und es giebt bei der Menge hier manche Unordnung und Verdruß. Da wird gehuft, geschoben, gehoben, und indem einer huft, müssen alle hinter ihm auch zurückweichen, bis einer zuletzt so in die Klemme kommt, daß er mit seinen Pferden in die Mitte hineinlenken muß. Alsdenn geht das Schelten der Garde, das Fluchen und Drohen der Wache an.

Vergebens daß der unglückliche Kutscher die augenscheinliche Unmöglichkeit darthut; es wird auf ihn hineingescholten und gedroht, und entweder es muß sich wieder fügen, oder

wenn

wenn ein Nebengäßchen in der Nähe ist, muß er ohne Verschulden aus der Reihe hinaus. Gewöhnlich sind die Nebengäßchen auch mit haltenden Kutschen besetzt, die zu spät kamen und, weil der Umgang der Wagen schon ins Stocken gerathen war, nicht mehr einrücken konnten.

Vorbereitung zum Wettrennen.

Der Augenblick des Wettrennens der Pferde nähert sich nun immer mehr, und auf diesen Augenblick ist das Interesse so vieler tausend Menschen gespannt.

Die Verleiher der Stühle, die Unternehmer der Gerüste vermehren nun ihr anbietendes Geschrey: Luoghi! Luoghi avanti! Luoghi nobili! Luoghi Padroni! Es ist darum zu thun, daß ihnen wenigstens in diesen letzten Augenblicken, auch gegen ein geringeres Geld, alle Plätze besetzt werden.

Und glücklich, daß hier und da noch Platz zu finden ist; denn der General reitet nunmehr mit einem Theil der Garde den Corso zwischen den beiden Reihen Kutschen herunter, und verdrängt die Fußgänger von dem einzigen Raum, der ihnen noch übrig blieb. Jeder sucht alsdann noch einen Stuhl, einen Platz auf einem Gerüste, auf einer Kutsche, zwischen den Wagen, oder bey Bekannten an einem Fenster zu finden, die denn nun alle von Zuschauern über und über strotzen.

Indessen ist der Platz vor dem Obelisk ganz vom Volke gereiniget worden, und gewährt vielleicht einen der schönsten Anblicke, welche in der gegenwärtigen Welt gesehen werden können.

Die drey mit Teppichen behängten Fassaden der oben beschriebenen Gerüste schließen den Platz ein. Viele tausend Köpfe schauen über einander hervor und geben das Bild ei-

nes alten Amphitheaters oder Cirkus. Ueber dem mittelsten Gerüste steigt die ganze Länge des Obelisks in die Luft; denn das Gerüste bedeckt nur sein Piedestal, und man bemerkt nun erst seine ungeheure Höhe, da er der Maaßstab einer so großen Menschenmasse wird.

Der freye Platz läßt dem Auge eine schöne Ruhe, und man sieht die leeren Schranken mit dem vorgespannten Seile voller Erwartung.

Nun kommt der General den Corso herab, zum Zeichen, daß er gereiniget ist, und hinter ihm erlaubt die Wache niemanden, aus der Reihe der Kutschen hervorzutreten. Er nimmt auf einer der Logen Platz.

Abrennen.

Nun werden die Pferde nach geloos'ter Ordnung von geputzten Stallknechten in die Schranken hinter das Seil geführt. Sie haben kein Zeug noch sonst eine Bedeckung auf

dem Leibe. Man heftet ihnen hier und da Stachelkugeln mit Schnüren an den Leib, und bedeckt die Stelle, wo sie spornen sollen, bis zum Augenblicke mit Leder, auch klebt man ihnen große Blätter Rauschgold an.

Sie sind meist schon wild und ungeduldig, wenn sie in die Schranken gebracht werden, und die Reitknechte brauchen alle Gewalt und Geschicklichkeit, um sie zurück zu halten.

Die Begierde, den Lauf anzufangen, macht sie unbändig. Die Gegenwart so vieler Menschen macht sie scheu. Sie hauen oft in die benachbarte Schranke hinüber, oft über das Seil, und diese Bewegung und Unordnung vermehrt jeden Augenblick das Interesse der Erwartung.

Die Stallknechte sind im höchsten Grade gespannt und aufmerksam, weil in dem Augenblicke des Abrennens die Geschicklichkeit des Loslassenden, so wie zufällige Umstände, zum

Vortheile des einen oder des andern Pferdes entscheiden können.

Endlich fällt das Seil und die Pferde rennen los.

Auf dem freyen Platze suchen sie noch einander den Vorsprung abzugewinnen, aber wenn sie einmal in den engen Raum zwischen die beiden Reihen Kutschen hinein kommen, wird meist aller Wetteifer vergebens.

Ein Paar sind gewöhnlich voraus, die alle Kräfte anstrengen. Ohngeachtet der gestreuten Puzzolane giebt das Pflaster Feuer, die Mähnen fliegen, das Rauschgold rauscht, und kaum, daß man sie erblickt, sind sie vorbey. Die übrige Heerde hindert sich unter einander, indem sie sich drängt und treibt; spät kommt manchmal noch eins nachgesprengt, und die zerrissenen Stücke Rauschgold flattern einzeln auf der verlaßnen Spur. Bald sind die Pferde allem Nachschauen verschwunden, das

Volk drängt zu und füllt die Laufbahn wieder aus.

Schon warten andere Stallknechte am venetianischen Pallaste auf die Ankunft der Pferde. Man weiß sie in einem eingeschlossenen Bezirk auf gute Art zu fangen und fest zu halten. Dem Sieger wird der Preis zuerkannt.

So endigt sich diese Feyerlichkeit mit einem gewaltsamen, blitzschnellen augenblicklichen Eindruck, auf den so viele tausend Menschen eine ganze Weile gespannt waren, und wenige können sich Rechenschaft geben, warum sie den Moment erwarteten, und warum sie sich daran ergötzten.

Nach der Folge unserer Beschreibung sieht man leicht ein, daß dieses Spiel den Thieren und Menschen gefährlich werden könne. Wir wollen nur einige Fälle anführen: Bei dem engen Raume zwischen den Wagen, darf nur ein Hinterrad ein wenig herauswärts stehen,

und zufälliger Weise hinter diesem Wagen ein etwas breiterer Raum seyn. Ein Pferd, das mit den andern gedrängt herbeyeilt, sucht den erweiterten Raum zu nutzen, springt vor, und trift gerade auf das herausstehende Rad.

Wir haben selbst einen Fall gesehen, wo ein Pferd von einem solchen Choc niederstürzte, drey der folgenden über das erste hinausfielen, sich überschlugen und die letzten glücklich über die gefallnen weg sprangen, und ihre Reise fortsetzten.

Oft bleibt ein solches Pferd auf der Stelle todt, und mehrmals haben Zuschauer, unter solchen Umständen, ihr Leben eingebüßt. Eben so kann ein großes Unheil entstehen, wenn die Pferde umkehren.

Es ist vorgekommen, daß boshafte, neidische Menschen einem Pferde, das einen großen Vorsprung hatte, mit dem Mantel in die Augen schlugen, und es dadurch umzukehren, und

an die Seite zu rennen, zwangen. Noch schlimmer ist es, wenn die Pferde auf dem venetianischen Platze nicht glücklich aufgefangen werden; sie kehren alsdann unaufhaltsam zurück, und weil die Laufbahn vom Volke schon wieder ausgefüllt ist, richten sie manches Unheil an, das man entweder nicht erfährt oder nicht achtet.

Aufgehobne Ordnung.

Gewöhnlich laufen die Pferde mit einbrechender Nacht erst ab. Sobald sie oben bey dem venetianischen Pallast angelangt sind, werden kleine Mörser gelös't; dieses Zeichen wird in der Mitte des Corso wiederholt, und in der Gegend des Obelisks das letztemal gegeben. In diesem Augenblicke verläßt die Wache ihren Posten, die Ordnung der Kutschenreihen wird nicht länger gehalten, und gewiß ist dieses selbst für den Zuschauer, der ruhig an sei-

nem Fenster steht, ein ängstlicher und verdrieß= licher Zeitpunkt, und es ist werth, daß man einige Bemerkungen darüber mache.

Wir haben schon oben gesehen, daß die Epoche der einbrechenden Nacht, welche so vieles in Italien entscheidet, auch die gewöhn= lichen sonn= und festtägigen Spazierfahrten auflöset. Dort sind keine Wachen, und keine Garden, es ist ein altes Herkommen, eine all= gemeine Convention, daß man in gebührender Ordnung auf= und abfahre; aber sobald Ave Maria geläutet wird, läßt sich niemand sein Recht nehmen, umzukehren, wann und wie er will. Da nun die Umfahrt im Carneval in derselben Straße und nach ähnlichen Gesetzen geschieht, obgleich hier die Menge und andere Umstände einen großen Unterschied machen, so will sich doch niemand sein Recht nehmen las= sen, mit einbrechender Nacht aus der Ordnung zu lenken.

Wenn wir nun auf das ungeheure Gedränge in dem Corso zurückblicken, und die für einen Augenblick nur gereinigte Rennbahn gleich wieder mit Volk überschwemmt sehen; so scheinet uns Vernunft und Billigkeit das Gesetz einzugeben, daß eine jede Equipage nur suchen solle, in ihrer Ordnung das nächste ihr bequeme Gäßchen zu erreichen und so nach Hause zu eilen.

Allein es lenken, gleich nach abgeschoßnen Signalen, einige Wagen in die Mitte hinein, hemmen und verwirren das Fußvolk, und weil in dem engen Mittelraume es einem einfällt, hinunter, dem andern hinauf zu fahren, so können beide nicht von der Stelle, und hindern oft die Vernünftigern, die in der Reihe geblieben sind, auch vom Platz zu kommen.

Wenn nun gar ein zurückkehrendes Pferd auf einen solchen Knoten trift, so vermehrt sich Gefahr, Unheil und Verdruß von allen Seiten.

Nacht.

Und doch entwickelt sich diese Verwirrung, zwar später, aber meistens glücklich. Die Nacht ist eingetreten und ein jedes wünscht sich zu einiger Ruhe Glück.

Theater.

Alle Gesichtsmasken sind von dem Augenblick an abgelegt, und ein großer Theil des Publicums eilt nach dem Theater. Nur in den Logen sieht man allenfalls noch Tabbaros und Damen in Maskenkleidern; das ganze Parterre zeigt sich wieder in bürgerlicher Tracht.

Die Theater Aliberti und Argentina geben ernsthafte Opern mit eingeschobenen Balletten; Valle und Capranica Comödien und Tragödien mit komischen Opern als Intermezzo; Pace ahmt ihnen, wiewohl unvollkommen nach,

und so giebt es, bis zum Puppenspiel und zur Seiltänzerbude herunter, noch manche subordinirte Schauspiele.

Das große Theater, Tordenone, das einmal abbrannte, und da man es wieder aufgebauet hatte, gleich zusammenstürzte, unterhält nun leider das Volk nicht mehr mit seinen Haupt- und Staatsactionen und andern wunderbaren Vorstellungen.

Die Leidenschaft der Römer für das Theater ist groß und war ehemals in der Carnevalszeit noch heftiger, weil sie in dieser einzigen Epoche befriedigt werden konnte. Gegenwärtig ist wenigstens Ein Schauspielhaus auch im Sommer und Herbst offen, und das Publicum kann seine Lust den größten Theil des Jahres durch einigermaßen befriedigen.

Es würde uns hier zu sehr von unserm Zwecke abführen, wenn wir uns in eine umständliche Beschreibung der Theater, und was

die römischen allenfalls Besonderes haben möchten, hier einlassen wollten. Unsre Leser erinnern sich, daß an andern Orten von diesem Gegenstande gehandelt worden.

Festine.

Gleichfalls werden wir von den so genanten Festinen wenig zu erzählen haben; es sind dieses große maskirte Bälle, welche in dem schön erleuchteten Theater Aliberti einigemal gegeben werden.

Auch hier werden Tabbaros sowohl von den Herren als Damen für die anständigste Maske gehalten, und der ganze Saal ist mit schwarzen Figuren angefüllt; wenige bunte Charaktermasken mischen sich drunter.

Desto größer ist die Neugierde, wenn sich einige edle Gestalten zeigen, die, wiewohl seltener, aus den verschiedenen Kunstepochen ihre Masken erwählen, und verschiedene Statuen,

welche sich in Rom befinden, meisterlich nachahmen.

So zeigen sich hier egyptische Gottheiten, Priesterinnen, Bacchus und Ariadne, die tragische Muse, die Muse der Geschichte, eine Stadt, Vestalinnen, ein Consul, mehr oder weniger gut, und nach dem Costume ausgeführt.

Tanz.

Die Tänze bey diesen Festen werden gewöhnlich in langen Reihen, nach Art der englischen, getanzt; nur unterscheiden sie sich dadurch, daß sie in ihren wenigen Touren meistentheils etwas Charakteristisches pantomimisch ausdrücken. Zum Beyspiel: Es entzweyen und versöhnen sich zwey Liebende, sie scheiden und finden sich wieder.

Die Römer sind, durch die pantomimischen Ballette, an stark gezeichnete Gesticulation ge-

wöhnt; sie lieben auch in ihren gesellschaftlichen Tänzen einen Ausdruck, der uns übertrieben und affectirt scheinen würde. Niemand wagt leicht zu tanzen, als wer es kunstmäßig gelernt hat; besonders wird der Menuet ganz eigentlich als ein Kunstwerk betrachtet, und nur von wenigen Paaren gleichsam aufgeführt. Ein solches Paar wird dann von der übrigen Gesellschaft in einen Kreis eingeschlossen, bewundert und am Ende applaudirt.

Morgen.

Wenn die galante Welt sich auf diese Weise bis an den Morgen erlustiget, so ist man bei anbrechendem Tage schon wieder in dem Corso beschäftiget, denselben zu reinigen und in Ordnung zu bringen. Besonders sorgt man, daß die Puzzelane in der Mitte der Straße gleich und reinlich ausgebreitet werde.

Nicht lange, so bringen die Stallknechte das Rennpferd, das sich gestern am schlechtesten gehalten, vor den Obelisk: Man setzt einen kleinen Knaben darauf, und ein anderer Reiter, mit einer Peitsche, treibt es vor sich her, so, daß es alle seine Kräfte anstrengt, um seine Bahn, so geschwind als möglich, zurückzulegen.

Ungefähr zwey Uhr Nachmittag, nach dem gegebenen Glockenzeichen, beginnt jeden Tag der schon beschriebene Cirkel des Festes. Die Spaziergänger finden sich ein, die Wache zieht auf, Balkone, Fenster, Gerüste werden mit Teppichen behängt, die Masken vermehren sich und treiben ihre Thorheiten, die Kutschen fahren auf und nieder, und die Straße ist mehr oder weniger gedrängt, je nachdem die Witterung oder andere Umstände günstig oder ungünstig ihren Einfluß zeigen. Gegen das Ende des Carnevals vermehren sich, wie natür-

lich, die Zuschauer, die Masken, die Wagen, der Putz und der Lärm. Nichts aber reicht an das Gedränge, an die Ausschweifungen des letzten Tages und Abends.

Letzter Tag.

Meist halten die Kutschenreihen schon zwey Stunden vor Nacht stille, kein Wagen kann mehr von der Stelle, keiner aus den Seitengassen mehr herein rücken. Die Gerüste und Stühle sind früher besetzt, obgleich die Plätze theurer gehalten werden; jeder sucht aufs baldigste unterzukommen, und man erwartet das Ablaufen der Pferde mit mehrerer Sehnsucht als jemals.

Endlich rauscht auch dieser Augenblick vorbey, die Zeichen werden gegeben, daß das Fest geendigt sey; allein weder Wagen, noch Masken, noch Zuschauer, weichen aus der Stelle.

Alles ist ruhig, alles still, indem die Dämmerung sachte zunimmt.

Moccoli.

Kaum wird es in der engen und hohen Straße düster, so siehet man hie und da Lichter erscheinen, an den Fenstern, auf den Gerüsten sich bewegen und in kurzer Zeit die Circulation des Feuers dergestalt sich verbreiten, daß die ganze Straße von brennenden Wachskerzen erleuchtet ist.

Die Balcone sind mit durchscheinenden Papierlaternen verziert, jeder hält seine Kerze zum Fenster heraus, alle Gerüste sind erhellt, und es sieht sich gar artig in die Kutschen hinein, an deren Decken oft kleine cristallne Armleuchter die Gesellschaft erhellen; indessen in einem andern Wagen die Damen mit bunten Kerzen in den Händen zur Betrachtung ihrer Schönheit gleichsam einzuladen scheinen.

Die Bedienten bekleben den Rand des Kutschendeckels mit Kerzchen, offne Wagen mit

bunten Papierlaternen zeigen sich, unter den Fußgängern erscheinen manche mit hohen Lichterpyramiden auf den Köpfen, andere haben ihr Licht auf zusammengebundene Rohre gesteckt, und erreichen mit einer solchen Ruthe oft die Höhe von zwey, drey Stockwerken.

Nun wird es für einen jeden Pflicht, ein angezündetes Kerzchen in der Hand zu tragen und die Favorit-Verwünschung der Römer sia amazzato hört man von allen Ecken und Enden wiederholen.

Sia amazzato chi non porta moccolo!

Ermordet werde, der kein Lichtstümpfchen trägt! ruft einer dem andern zu, indem er ihm das Licht auszublasen sucht. Anzünden und ausblasen und ein unbändiges Geschrey: sia amazzato, bringt nun bald Leben und Bewegung und wechselseitiges Interesse unter die ungeheure Menge.

Ohne Unterschied, ob man Bekannte oder Unbekannte vor sich habe, sucht man nur immer das nächste Licht auszublasen, oder das seinige wieder anzuzünden und bei dieser Gelegenheit das Licht des Anzündenden auszulöschen. Und je stärker das Gebrüll sia amazzato von allen Enden wiederhallt, desto mehr verliert das Wort von seinem fürchterlichen Sinn, desto mehr vergißt man, daß man in Rom sey, wo diese Verwünschung, um einer Kleinigkeit willen, in kurzem an einem und dem andern erfüllt werden kann.

Die Bedeutung des Ausdrucks verliert sich nach und nach gänzlich. Und wie wir in andern Sprachen oft Flüche und unanständige Worte zum Zeichen der Bewunderung und Freude gebrauchen hören, so wird sia amazzato diesen Abend zum Losungswort, zum Freudengeschrey, zum Refrain aller Scherze, Neckereyen und Komplimente.

So hören wir spotten: sia amazzato il Signore Abbate che fa l'amore. Oder einen vorbeygehenden guten Freund anrufen: Sia amazzato il Signore Filippo. Oder Schmeichelei und Kompliment damit verbinden: Sia amazzata la bella Principessa! Sia amazzata la Signora Angelica la prima pittrice del Secolo.

Alle diese Phrasen werden heftig und schnell mit einem langen haltenden Ton auf der vorletzten oder drittletzten Sylbe ausgerufen. Unter diesem unaufhörlichen Geschrey geht das Ausblasen und Anzünden der Kerzen immer fort. Man begegne jemanden im Haus, auf der Treppe, es sey eine Gesellschaft im Zimmer beysammen, aus einem Fenster ans benachbarte, überall sucht man über den andern zu gewinnen, und ihm das Licht auszulöschen.

Alle Stände und Alter toben gegen einander, man steigt auf die Tritte der Kutschen,

kein Hängeleuchter, kaum die Laternen sind sicher, der Knabe löscht dem Vater das Licht aus und hört nicht auf zu schreien: sia amazzato il Signore Padre! Vergebens, daß ihm der Alte diese Unanständigkeit verweis't; der Knabe behauptet die Freyheit dieses Abends, und verwünscht nur seinen Vater desto ärger. Wie nun an beiden Enden des Corso sich bald das Getümmel verliert, desto unbändiger häuft sichs nach der Mitte zu, und dort entsteht ein Gedränge, das alle Begriffe übersteigt, ja das selbst die lebhafteste Erinnerungskraft sich nicht wieder vergegenwärtigen kann.

Niemand vermag sich mehr von dem Platze, wo er steht oder sitzt, zu rühren; die Wärme so vieler Menschen, so vieler Lichter, der Dampf so vieler immer wieder ausgeblasenen Kerzen, das Geschrey so vieler Menschen, die nur um desto heftiger brüllen, je weniger sie ein Glied rühren können, machen zuletzt selbst

den gesundsten Sinn schwindlen; es scheint unmöglich, daß nicht manches Unglück geschehe, daß die Kutschpferde nicht wild, nicht mancher gequetscht, gedruckt oder sonst beschädigt werden sollte.

Und doch weil sich endlich jeder weniger oder mehr hinweg sehnt, jeder ein Gäßchen, an das er gelangen kann, einschlägt, oder auf dem nächsten Platze freye Luft und Erholung sucht; löst sich diese Masse auch auf, schmilzt von den Enden nach der Mitte zu, und dieses Fest allgemeiner Freyheit und Losgebundenheit, dieses moderne Saturnal, endigt sich mit einer allgemeinen Betäubung.

Das Volk eilt nun, sich bey einem wohlbereiteten Schmause an dem bald verbotenen Fleische bis Mitternacht zu ergötzen, die feinere Welt nach den Schauspielhäusern, um dort von den sehr abgekürzten Theaterstücken Abschied zu nehmen, und auch diesen Freuden

macht die herannahende Mitternachtsstunde ein Ende.

Aschermittwoch.

So ist denn ein ausschweifendes Fest, wie ein Traum, wie ein Mährchen vorüber, und es bleibt dem Theilnehmer vielleicht weniger davon in der Seele zurück, als unsern Lesern, vor deren Einbildungskraft und Verstand wir das Ganze in seinem Zusammenhange gebracht haben.

Wenn uns während dem Lauf dieser Thorheiten der rohe Pulcinell ungebührlich an die Freuden der Liebe erinnert, denen wir unser Daseyn zu danken haben, wenn eine Baubo auf öffentlichem Platze die Geheimnisse der Gebährerin entweiht, wenn so viele nächtlich angezündete Kerzen uns an die letzte Feyerlichkeit erinnern, so werden wir mitten unter

dem Unsinne auf die wichtigsten Scenen unsers Lebens aufmerksam gemacht.

Noch mehr erinnert uns die schmale, lange, gedrängtvolle Straße an die Wege des Weltlebens, wo jeder Zuschauer und Theilnehmer mit freyem Gesicht oder unter der Maske, vom Balcon oder vom Gerüste, nur einen geringen Raum vor und neben sich übersieht, in der Kutsche oder zu Fuße, nur Schritt für Schritt vorwärts kommt, mehr geschoben wird als geht, mehr aufgehalten wird, als willig stille steht, nur eifriger dahin zu gelangen sucht, wo es besser und froher zugeht, und dann auch da wieder in die Enge kommt, und zuletzt verdrängt wird.

Dürfen wir fortfahren, ernsthafter zu sprechen, als es der Gegenstand zu erlauben scheint; so bemerken wir: daß die lebhaftesten und höchsten Vergnügen, wie die vorbeyfliegenden Pferde, nur einen Augenblick uns er-

scheinen, uns rühren, und kaum eine Spur in der Seele zurücklassen, daß Freyheit und Gleichheit nur in dem Taumel des Wahnsinns genossen werden können, und daß die größte Lust nur dann am höchsten reizt, wenn sie sich ganz nahe an die Gefahr drängt, und lüstern ängstlich-süße Empfindungen in ihrer Nähe genießet.

Und so hätten wir, ohne selbst daran zu denken, auch unser Carneval mit einer Aschermittwochsbetrachtung geschlossen, wodurch wir keinen unsrer Leser traurig zu machen fürchten. Vielmehr wünschen wir, daß jeder mit uns, da das Leben im Ganzen, wie das römische Carneval, unübersehlich, ungenießbar, ja bedenklich bleibt, durch diese unbekümmerte Maskengesellschaft an die Wichtigkeit jedes augenblicklichen, oft geringscheinenden Lebensgenusses, erinnert werden möge.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

I. Der Groß-Cophta. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. . . . . S. 3

II. Des Joseph Balsamo, genannt Cagliostro, Stammbaum. Mit einigen Nachrichten von seiner in Palermo noch lebenden Familie. . . . 345

III. Das römische Carneval. 385

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goethe, Johann Wolfgang <<von>>,

Goethe's neue Schriften

Bd.: 1 : Mit einem Kupfer

Berlin 1792

Res/P.o.germ. 483 si-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10108954-5
VD18 90333047